Heimathlos.

Eine Erzählung

von

M. Goldschmidt.

Aus dem Dänischen.

Siebenter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1858.

Heimathlos.

Siebenter Band.

Erstes Kapitel.

Otto an Schiött.

Triest, den 5. December 1847.

„Bei zwanzig Grad Kälte fuhr ich diese Nacht über die Berge und fand hier ein wunderherrliches Hotel, des stolzen Namens „Zum Fürsten Metternich“. Ein warmes Zimmer, mit einem Himmelbett und mit Brüsseler Fußdecken belegt, stand zu meinem Empfange bereit, als wäre ich der Fürst selbst, und diesen Morgen stellte der Kellner ein großes silbernes Kaffeeservice vor das Bett, und als ich Cigarren verlangte, brachte er auf einem silbernen Teller die schönste Auswahl von Havannahcigarren, spanischen Cigarretto's und dergleichen mit türkischem Tabak. Ich stand auf, und als ich an das Fenster trat — lag das adriatische Meer blau und sonnig am Fuße des Hotels.

Ich war schlafend nach Italien, nach dem adriatischen Meere gekommen! Adria! Wie das klingt, wenn man es vor sich ausgebreitet sieht!

„Da fiel mir ein, daß ich nach so langer Zeit Ihnen doch schreiben und Ihnen ein Stückchen Leben, ein Stückchen meiner Glückseligkeit senden müsse. Ja, ich bin glücklich! Wenn der persische Schah, der immer nur glückliche Menschen sieht, um deren zu bekommen, sich bei Ihnen Raths holen sollte, dann schicken Sie ihn zu mir. Thun Sie es dreist, denn ich bin glücklich, ich bin es! Die gnädigen Götter haben es so gewollt.

„Doch wo beginne ich, Ihnen von meiner Glückseligkeit zu berichten, die zu einem sehr großen Theile wenigstens darin besteht, die Hauptstädte zum Studirzimmer und Europa zur Promenade zu haben, überall zu Hause zu sein, wo die Sterne des Himmels flimmern und die Menschenkinder ein Obdach errichtet haben, auf der Wanderung zu sein, jeden Morgen auszugehen, um nicht zurückzukehren, neuem Schicksal entgegen!

„In dem Postwagen, welcher von Dresden nach Teplitz und Prag abgehen sollte, befanden sich drei Damen; die Stadtuhr schlug, indem ich einstieg, ein hoher Herr von militairischem Aeußeren, welcher am Wagenschlage gestanden und dessen Platz ich einen

Augenblick eingenommen zu haben wähnte, weil im Netze unter der Wagendecke ein Säbel und ein Paar Pistolen lagen, verabschiedete sich in einer mir unbekannten Sprache, der Postillon blies und der Wagen rollte dahin. Die Damen waren verschleiert und saßen stumm und versunken in wehmüthige Gedanken des Abschiedes da, und ich schaute durch's Fenster in das graue, schwermüthige Wetter. Nach einer Weile begann ein flüsterndes Gespräch zwischen den Damen und sie schlugen den Schleier zurück; doch ich fand keine Gelegenheit zu reden, denn die auffallende Schönheit der einen machte mich stumm und zurückhaltend. Das Antlitz eines schönen Weibes scheint Unterwerfung und Huldigung als einen Tribut von allen Männern zu finden; man ahnt zugleich, daß hier Viele gekniet und angebetet haben, vielleicht Viele, die den augenblicklich Anwesenden in Schatten stellen. Oder liegt es vielleicht darin, daß wir um so demüthiger werden, je größer die Schönheit ist? Endlich griff doch ein Gespräch Platz in deutscher Sprache — ich glaube, die Veranlassung war ein Fenster, welches man geschlossen wünschte — und dasselbe wurde lebhafter und natürlicher, als ich es erwartet hatte. Ich erfuhr, daß die zwei der Damen, welche mir gegenüber saßen (die, welche neben mir saß, schien deren Kammerfräulein zu sein),

Mailänderinnen waren; es wurde auch, wenn es auch nur andeutungsweise im Laufe des Gesprächs hervorschimmerte, gesagt, daß ihre Familien-Besitzungen in der Lombardei confiscirt wären und daß sie gegen ihren Wunsch den Winter in Wien oder dessen Umgegend verbringen müßten. Die eine, die sehr Schöne, richtete ihre Worte an mich mit einem besonderen Interesse; allein es wird Ihnen später klar werden, daß mein Ich eigentlich nicht das Glück hatte, der Gegenstand dieses Interesses zu sein. Sie erzählte einige Züge aus dem Verhalten der Oesterreicher in der Lombardei während des letzten Aufstandes, entsetzliche Geschichten, dermaßen blutig, daß man begreift, was feindliche Nationalität heißt, allein gerade deßhalb auch wiederum nicht begreift, wie dort ein Stillstand obwalten kann. Ihr schwarzes Augenpaar funkelte, während sie von den Oestreichern sprach, sie wurde gleichsam älter, oder ein Wesen, welches gar kein Alter hat, indem und weil sie mit einer solchen Leidenschaft von Dingen sprach, die jungen Damen in der Regel sonst nicht auf dem Herzen liegen, und dabei betrachtete sie doch mich mit jenem sonderbaren Wohlwollen. Die Schwester, die mit unzweideutigen Zeichen der Aengstlichkeit sie so frei sprechen hörte, gab dem Gespräche eine andere Wendung und frug, ob ich früher

in Teplitz gewesen sei. Darauf sprach sie wieder von dem genannten Badeorte mit einem solchen Interesse, daß ich wähnte, sie würden sich dort aufhalten, und erklärte, daß auch ich einige Tage dort verweilen wolle.

„Wie sind die Damen doch wunderherrliche Wesen, namentlich als Reisegefährtinnen! Ich erzeigte den meinigen unterwegs einige Aufmerksamkeiten, und sie schenkten mir zum Lohne dafür ihre Freundlichkeit, ihre Anmuth, und verschönerten mir meine Reise. Als wir in dem ersten böhmischen Dorfe Halt machten, frug mich die schöne Comtesse, ob ich den böhmischen Kaffee kennte, und als ich dieses verneinte, erbot sie sich, hier die Honneurs zu machen. Wir bekamen ein kleines hübsches Zimmer; die blauäugige Sachsin, ihr Kammermädchen, deckte den Tisch, die blonde Comtesse trug Sorge für das Brot, sie trichterte und schenkte den Kaffee ein und da ward es mir plötzlich klar, daß der Kaffee ein ambrosisches Getränk ist; in welcher Weise dieses aber Andern klar geworden — das begreife ich nicht.

„Als wir in Teplitz angelangt waren und ich die Damen aus dem Wagen heben wollte, zeigte es sich, daß sie direct nach Prag reis'ten. Da stand ich nun! Hätte ich mich auch lächerlich machen wollen und sofort ein Billet für die Weiterfahrt genommen, es

hätte mir doch Nichts genützt, denn ein dicker Teplitzer nahm mit bewaffneter Hand (d. h. mit Billet) meinen Platz ein. Beim Abschiede sagten sie mir jedoch, daß sie in Prag im „blauen Stern" einkehren und dort einige Tage verweilen würden.

„Aber als sie verschwunden waren und ich zum ersten Male, nachdem ich sie gesehen, die Augen emporschlug — was sah ich? O, davon machen Sie sich keinen Begriff! Ich sah die Gebirge, sah sie zum ersten Male in meinem Leben! Ich war plötzlich in ein Thal inmitten des Erzgebirges hineingerathen, in dem Vaterlande Rübezahl's, und als ich diese stolz emporragende Welt, diesen Adel des Erdballes erblickte, lief ich sogleich in dieselbe hinein, und als ich endlich einen Berg vor mir hatte und mich allein befand, warf ich mich nieder und küßte denselben, und es machte mir Schmerz, daß ich so klein war und ihn nicht zu umarmen vermochte. Und indem ich darauf weiter schritt, zwischen großen alten Eichen einen Bergpfad entlang, rief ich Rübezahl, rief ihn bei den schmeichelhaftesten Namen und dankte ihm, wenn er es gewesen, der mich in so schöner Weise mit der Erscheinung der mailändischen Comtessen geneckt. Denn obwohl sie mir aus den Augen waren, blieb es mir doch eine Freude, ihrer zu gedenken. Während ich weiter schritt und eine andere Gebirgs-

wolke hinanzusteigen begann, vernahm ich plötzlich Glockengeläute und Gesang. Eine katholische Prozession kam bei Fackelschein den Berg herab.

„Ich langte spät in Prag an und frug dort natürlicher Weise sofort nach den mailänder Comtessen, traf sie jedoch erst den andern Tag Mittags an der table d'hôte. Ihr erstes Wort, nachdem ich sie begrüßt, war: „Sie vergaßen wohl Ihren Säbel und Ihre Pistolen im Wagen?" — „Säbel und Pistolen?" entgegnete ich. — „Ja, sie lagen im Netze an der Wagendecke." — „Die gehörten mir nicht." — „Nicht? Ich glaubte es, sie schienen mir Offizierwaffen zu sein." — „Ich bin nicht Offizier." — „Nicht?"

„Dieses „Nicht?" sprach sie mit einer solchen Kälte, die ich nicht zu beschreiben vermag, und von dem Augenblicke an war ich für sie so gut wie todt — das heißt, sie war überaus höflich, aber ihre frühere Herzlichkeit war verschwunden. Diese hatte also meinen Waffen gegolten und war durch den Glauben hervorgerufen worden, daß ich Soldat sei!

„Einen Monat später, das heißt vor vier Tagen, reis'te ich Abends von Wien ab. Es war sehr unheimlich, als wir auf dem finsteren Bahnhofe in den Wagen stiegen. Der Wind heulte und pfiff und blies fast die Lichter der Laternen aus. Es begann zu schneien, und als wir eine halbe Stunde gefahren

waren, befanden wir uns in dem wildesten Schneegestöber. Um zehn Uhr ging ein Ruck durch den ganzen Zug, als wenn irgend ein Unglück geschehen, und darauf stand derselbe plötzlich still; der Conducteur trat heran und sagte, daß wir aus den Schienen gerathen und daß der Dampfwagen in einer Schneewehe stecke. Es entstand große Angst. Die Waggons hier fassen je über vierzig Menschen; wir waren deren zwanzig in dem unseren; ein Fenster wurde zerbrochen und der Schnee stob zu uns herein. Ein ältere Dame mit ihrer Tochter von ungefähr fünfzehn Jahren, befand sich in unserem Wagen; sie drückten sich eng an einander; die Kleine weinte. Ich ging auf die Damen zu und begann die Kleine mit der Bemerkung zu trösten, daß wir nun recht geschützt und gut und sicher säßen; mittelst der Schnelligkeit des Zuges sei ein Unglück jetzt unmöglich, und gegen uns anfahren könne auch Niemand; einst würden wir gleich den Siebenschläfern ausgegraben und in großem Pompe vor den Kaiser geführt und auf's Herrlichste bewirthet werden. Das Einzige sei, ob auch unser Proviant bis dahin reichen würde. Das hübsche Kind hatte mit großem Vergnügen meiner Schilderung des Gastmahls in der Kaiserburg gelauscht, und als ich nun von der Möglichkeit sprach, daß unser Proviant nicht ausrei-

chen möchte, flüsterte sie der Mutter zu: „Mutter, ich bin ganz hungrig.“ Meine herrliche Wirthin in Wien hatte mir einen Korb mit feinem Brote, Wiener Würsten und einer halben Flasche Wein mitgegeben; ich holte jetzt dieses Alles hervor und überredete sowohl die Kleine als die Mutter, davon zu genießen, und wir ließen Nichts übrig. Ich war nun in Zug gerathen und erzählte eine Menge Geschichten, von denen ich nicht weiß, woher ich sie alle bekam. Die übrigen Passagiere schaarten sich um uns, und auch bei ihnen zog der Frohsinn ein. Ein Mann mit einem großen Barte — er nannte sich selbst einen Croaten — und ein Kaufmann aus Dalmatien stimmten ihre Volkslieder an; ich sang mehrere unserer alten Kämpelieder, und einige Oesterreicher jodelten sehr schön. Bald war es uns, als wären wir Alle alte Bekannte und Freunde. Es ward spät, und ich war wahrscheinlich eingeschlafen. Als ich erwachte, lag mein Kopf in dem Schooße der Mutter, und die Tochter hatte ihren Mantel mit mir getheilt. Ich vermag nicht, Ihnen zu beschreiben, in welchem Grade mich diese zarte Fürsorge im fremden Lande rührte.

„Um acht Uhr Morgens wurde uns gemeldet, daß uns ein Zug entgegen gesandt sei; wir stiegen aus, und eine Stunde später empfing man uns in

Gloggnitz mit all' der liebevollen Sorge, die man „Abgebrannten," „Wasserbedrängten," „Eingeschneiten" und Andern, die in Todesgefahr gewesen, schuldig ist. Ich bekam ein Zimmer, um meine Kleider zu wechseln, die Damen, welche durch den Schnee getragen und daher verhältnißmäßig weniger angegriffen waren, führte man in einen großen Saal, in welchem ein mäßiges Kaminfeuer flammte. Hier fanden sie zwei andere Damen, und mochten sie nun alte Bekannte sein, oder hatte der Unfall ein schnelles Bekanntwerden zur Folge, genug, es schien, als wenn man in aller Eile erzählte, mit welchem außerordentlichen jungen Manne man zusammen gereis't sei, und als ich nach einer Weile wieder den Saal betrat, rief die Kleine aus: „Da ist er!" Ich blickte empor, die hinzugekommenen Damen waren meine mailändischen Comtessen! Die Schöne trat auf mich zu, so freundlich, als hätten der Säbel und die Pistolen doch mir gehört. So weit ich verstehen konnte, waren sie zu Besuch auf einem Gute gewesen, und nun im Begriff, nach Wien zu reisen.

„„Werden wir jetzt wieder Kaffee zusammen trinken?" frug sie, und erzählte den Andern, daß sie in Böhmen meine Wirthin gewesen sei.

„Wie saß ich herrlich zwischen diesen vier Wesen!

wie ängstlich, daß der nächste Augenblick sie hinweg — blasen könne!

„Und glauben Sie es wohl, die Kleine hatte einen solchen Instinct, daß sie eifersüchtig war. Ich hatte eine kleine „Eroberung“ gemacht und dachte an die Strophe unseres Christian Winther:

„Sie stellt sich auf den Tisch, so schlank und leicht,
Und blickt um sich mit gar schelmischen Blicken,
Und sagt: Ich will küssen sein Portrait —
Ihn selbst — nein ihn — das darf ich nimmer wagen!“

„Doch was dachte ich nicht Alles in diesen Augenblicken! Vor mir saß die liebenswürdige Matrone, das liebenswürdige Kind, die sonderbare Jungfrau mit den großen mißtrauischen Augen, und Sie selbst, das Ideal der Schönheit!

„Sie erhob sich und trat an's Fenster, um nach dem Bahnzuge auszuspähen. Ich trat auf sie zu und sagte ... ja, Gott weiß was ich sagte; aber sagen wollte ich in jedem Falle, daß ich voller Freude sei, sie wieder zu sehen. Sie führte das Gespräch auf meinen Reiseplan und ließ ein Wort dahin fallen, daß auch sie möglicher Weise diesen Sommer nach der Schweiz käme. Da stiegen funkelnde Sterne zu Tausenden vor meinen Blicken auf: „ob ich sie wieder sehen könne?“ — Der Zug pfiff, man hörte ihn heranbrausen. Es war keine Zeit mehr übrig. Sie

zog eine Karte hervor, durchstach dieselbe mit einer Nadel und sagte: „Sollten Sie im Juli oder August künftigen Jahres nach Bern kommen, dann geben Sie dem Wirthe im Hotel Faucon diese Karte." Zwei Minuten später war sie fort, und einige Augenblicke später rollte ein Wagen vor, und auch die Mutter und die Tochter fuhren davon.

„Wie ward mir einsam und traurig! Nur der eine Gedanke belebte mich auf's Neue: sie hatte mir ein Stelldichein auf den Alpen gegeben! In acht oder neun Monaten! — Weiteres habe ich eigentlich nicht zu erzählen, obwohl ich eine Freude darin finde, meine Gedanken bei jedem Punkte dieser Reise verweilen zu lassen. Ich gelangte in Cilly an der südlichen Spitze der Steyermark zwischen Croatien und Illyrien an. Hier sah ich von dem einsamen Bahnhofe aus die Züge auf der weitausgedehnten, schneebedeckten Ebene dahineilen und in die gleichfalls schneebedeckten Gebirge verschwinden. Wie schön war hier der Sonnenuntergang in dieser von den Alpen umgrenzten Winterstille, mit den hohen vergoldeten Felsenwänden und den langen blauen Schatten im Thalgrunde! Ich konnte mich nicht entschließen, sogleich weiter zu reisen, und erst hier machte es mir das Herz schwer, daß ich mich von jenen Wesen entfernte, in deren Nähe ich so glücklich gewesen. Ich

war auf mein Zimmer gegangen und lag schon lange im Bette, ohne schlafen zu können. Da ging die Thür auf und der bärtige Croat trat ein, in der einen Hand eine Laterne. — „Ach, Sie sind es, Sie, der fidele Bursche im Schneegestöber?" sagte er. — „Ja," antwortete ich. — „Weßhalb liegen Sie hier bei offenen Thüren in dem fremden Hause?" frug er. — „Ja, Sie haben Recht," sagte ich. — „Du solltest Deine Thür verriegeln, mein junger Freund," sagte er in seinem sonderbaren Dialecte, und trat näher an mein Lager heran. — „Bitte, verschließen Sie die Thür und ziehen Sie den Schlüssel ab, es ist mir zu kalt aufzustehen," sagte ich. — „Ich?" rief er aus. „Nun, meinetwegen, Schlafen Sie wohl! —"

„Und damit verließ er das Zimmer und schloß mich brummend ein. Später ist mir eingefallen, daß er möglicher Weise gekommen war, um mich auszuplündern.

„Zwei Nächte später fuhr ich in der Diligence allein mit dem Conducteur über die julischen Alpen, die über Istrien emporragen, und von woher der gefürchtete Borra, wahrscheinlich Boreas, der Nordwind, oft über Adria herabfährt. Als wir aber hinüberfuhren, schien es, als sei der Wind selbst an die Bergwand angefroren. Auf dem Gipfel bekamen wir frische Pferde. Der Paß war ein ungeheurer

Spalt in dem Felsen, nach der einen Seite hin gähnte ein jäher Abgrund, und hier fielen die Strahlen des Vollmonds hindurch. In dem Mondeslichte erhielt die Scene einen magischen, milden, gelben Schein, und die scharfen, zackigen Berggipfel traten blau hervor. Die erhellten Fenster in dem etwas entfernten Wohnhause erschienen im Gegensatze zu dem Mondlichte ganz dunkelroth. man hätte sie für ungeheure Karfunkel in der Felswand nehmen können.

„Und so sind meine Wünsche und all' mein Verlangen von der Nothwendigkeit in eine kalte, erstarrende Ruhe eingezwängt, während über das Erlebte eine magische Beleuchtung ausgegossen ist, als sei ich durch eine Mährchenwelt geschritten. Aber wenn der Sommer kommt, dann kommt die Sonne, dann schmilzt der Schnee, und der zauberhafte Glanz ist verschwunden; doch an seiner Statt sprießen Pflanzen und duften Blumen, die Erfüllung kommt und bringt die Karfunkel des Tages und des Lebens in der frischen Bergluft, bringt — Alpenrosen."

Zweites Kapitel.

Brief von Otto an Schiött.

Rom, Januar 1848.

„Sagen Sie mir, welche Gottheit wohl durch meinen Mund sprach, als ich zu Hause plötzlich Alfons Mendoza ein Stelldichein auf dem Capitolium gab? Ohne irgend einen andern sichtbaren Grund als dieses Wort, bin ich hierher in gerader Linie geführt worden, und wenn ich unterwegs in Versuchung gerieth, einem andern Rufe zu folgen, zog es mich hierher, gleich einer Verheißung.

„Hier ist Vieles ganz anders und doch wunderbar genau gerade so wie ich es mir geträumt habe. Oft dachte ich mir unterwegs, daß der Vatican ein Pallast auf marmornen Säulen sei, und daß eine unermeßlich lange Straße mit Säulengängen dahin führe. Die lange Straße ist hier; allein Säulen

sind schwer aufzufinden. Ich fand mich sehr getäuscht, und glaubte, daß mich hier die Bewunderung heimathlos umflattern sollte; doch allmählig sah ich ein, daß das, was hier möglicher Weise eher fehle, sei die Befähigung zum Bewundern und zur Erkenntniß. Ich ward so klein, wie in einem Thale mit in die Wolken ragenden Bergen. Aber indem man unter großer Anstrengung emporsteigt und zur Aussicht gelangt und die Schönheitsmasse bewältigt, kehrt in unser Inneres eine wunderbare Freude ein. Man verliert seine frühere unstäte Natur, man ist in ein Reich hineingerathen, welches außerhalb der Welt liegt, hundert Meilen unter dem Meere, feierlich still und lautlos. Alle Zeiten begegnen sich hier, und die Vergangenheit tritt uns lebhaft entgegen. Aeneas soll hier gewandelt sein, als er von Troja kam, nachdem er Achilles gesehen und Dido verlassen, und der Apostel Petrus ist hier gewesen, und man nennt ihn den ersten Bischof der Stadt; hier steht noch die Porta salaria, wo Jupiter herabstieg in Blitz und Donnergekrach, um seine Stadt gegen Hannibal zu vertheidigen, und in einer Kirche zeigt man die Säule, an welche Christus gebunden ward, damit man ihn peitsche. Sie haben Jerusalem hierher geführt; auch Athen und Corinth haben sich gleichfalls einstellen müssen, die Kolosse des Phidias und Praxiteles, die

beiden heiligen Jünglinge mit den Pferden stehen auf dem Monte cavallo, und das Innere des Vaticans und das Capitolium strahlt von den Marmorgebilden und Gestalten aus Hellas und seinen Inseln.

„Im Vatican befindet sich eine runde Halle, die vielleicht nicht gerade das Schönste umfaßt, aber etwas mir sehr Bemerkenswerthes. Hier stehen die neun Musen im Kreise, Apollo als Chorführer. Zwischen denselben in passender Entfernung stehen Portraitbüsten von Sokrates, Bias, Demosthenes, Sophokles, Alkibiades, Perikles u. s. w. —

„Einst in einem ganz besonderen Augenblicke habe ich zu den Göttinnen gebetet und fand Erhörung, obgleich ich dies selbst kaum zu glauben vermochte, und als ich jetzt zu ihnen trat und sie vor mir stehen sah, wurde ich dermaßen feierlich ergriffen, daß ich ganz still mich wieder hinwegschleichen wollte und beim Ausgange beinahe ausgeglitten wäre, denn ich wähnte, hier müßten Stufen sein, die hinabführten; ich wähnte, ich sei oben im Olymp gewesen. — Hier steht auch Antigone, wie sie hinauswandelt, um auf dem Grabe fromme Opfer darzubringen. Nach heiliger Sitte ist das Gewand über die Hände geworfen, daß man die Ehrfurcht und die Trauer herausfühlt — ja, hier sind die Personen, von denen gesungen und erzählt ist in den alten Schriften, und

in dem Maße wird hier alles Todte lebendig, daß ich einmal, als ich in die Bibliothek trat, die Bitte auf den Lippen hatte, man möge mir die alten Tragiker geben, die, welche verloren gegangen sind . . . . gedenken Sie noch, daß Sie mir sie im Paradies versprochen haben!

„Ich möchte nun doch nicht gerade sagen, daß hier ununterbrochen Friede und Stille herrsche. Es treten sonderbare Augenblicke der Unruhe, ja der Verzweiflung ein, namentlich bei Regenwetter. Alsdann scheint es Einem wohl, als wenn Rom ein großer Sarg sei, und der Himmel sei der Deckel, und alsdann sehnt man sich wohl nach den Alpen und dem Sommer, dem Monate Juli, daß Brust und Kopf fast zu zerspringen drohen. Letzthin ein Mal blickte ich zufällig in der deutschen Bibliothek in Wieland's „Oberon" und las die ersten Zeilen vom Satteln des Hippogryphen zum Ritt in's alte romantische Land, und sofort traten mir die Alpen und das Erzgebirge vor die Seele. Ich verfiel auf allerlei Blasphemie; ich sprach zu mir selbst, daß Rom, das so einsam, sowohl in der Zeit als im Raume, daliegt, ohne Nachbarn ist, nicht an die Gegenwart anknüpft, ja selbst ohne eine eigentlich römische Bevölkerung ist, ewig kinderlose Fürsten hat, eigentlich auf dem Erdenrunde heimathlos sei, und es schien

mir symbolisch, daß der thatenreichste Mann, Kaiser Napoleon, nie nach Rom, nach der Stadt der Schatten, gekommen sei. Und dann schien es mir auch, als gehörte ich gerade zu dieser Stadt, weil ich in so gar wunderlicher Weise von Allem losgerissen bin . . . . doch, ich will nicht sentimental werden, denn ich sehe schon Ihr Lächeln.

„Neues weiß ich weiter nicht zu berichten, als daß die Familie Hjelmkrone hier ist und ein recht gastfreies Haus führt. Hier habe ich mir sagen lassen, daß Sie im Begriff stehen, zu heirathen, oder gar vermählt sind. Ist dies wohl etwas Anderes als Verläumdung?“

In der Nähe der Piazza Barberini liegt eine Osterie, die in der Regel nur von einfachen Arbeitern besucht wird. Diese Einfachheit pflegt nicht Fremde, namentlich nicht Künstler, die sich in Rom aufhalten, abzuschrecken; allein die Osterie hatte nun einmal nicht das Glück gehabt, ihren Geist zu gewinnen. Otto fand Gefallen an dem Orte, zum Theil eines unbedeutenden Zufalles wegen. Hinter der etwas düsteren Stube befand sich eine Art Vordach, und von diesem aus führte ein verfallenes Gewölbe auf einen kleinen Platz, welcher wahrscheinlich während

des Sommers eine wirkliche, wenn auch sehr einfache Pergola bildete, roh gepflastert und ringsum von ziemlich niedrigen Mauerwänden umgeben. Ueber dem dünnen Sparrwerke, welches das durchsichtige Dach bildete, rankten sich im Winter die entblätterten Rebenstengel; allein wenn die Sonne Mittags hineinschien, lockte sie einen herrlichen Duft von Buxbaum und Epheu hervor, die sich an den halbverfallenen Mauern hinaufrankten und von einer kleinen Fontaine und einem marmornen Bassin bewässert wurden; das Bassin sah aus, als habe es zu einer zerbrochenen Säule gehört. Und wenn ein Mal die Sonne zu sehr brannte, fand man Schutz unter dem natürlichen Baldachin der unbeschnittenen Buxbaumhecke. Otto hatte diese Pergola entdeckt, als er ein Mal vergeblich Leute in der Stube suchte. Indem er in dieselbe trat, erblickte er einen kleinen halb nackten fünfjährigen Knaben, der unbeweglich über dem Bassin, den Rücken ihm zugekehrt, lag. Seine Stellung war so schön, von der Sonne so herrlich beleuchtet, daß Derjenige, welcher jeden Tag in der Kunstwelt Roms verkehrte, an einen kleinen Faun denken mußte. Plötzlich sprach der Kleine in's Wasser hinab: „O heiliger Aloysius, gieb mir ein neues Hemd und eine Schnarre zum Befani-Feste; ich will Dir einen Monat dienen. —“ In

Otto wohnte das Princip, nur dem Schönen zu spenden — das Häßliche verunstalte nur die Welt — und er schlich heran und ließ eine Silbermünze über den Kopf des Knaben in's Wasser fallen. Der Knabe griff die Münze auf und sprach immer in's Wasser hinab: „Ich danke Dir, St. Aloysius, Du lieber Heiliger, Du bist ein guter Mann!" Darauf sprang er empor, und als er Otto erblickte, glaubte er, dieser sei St. Aloysius, und ließ sich nicht davon abbringen, sondern stattete später in seiner kindlichen Weise Bericht ab, wie er ihm diene.

Otto hatte außerdem bemerkt, daß das Haus, welches Hjelmkrone's bewohnten, die Aussicht nach dieser Seite hatte, und obgleich es ihm nicht darauf ankam, von ihr gesehen zu werden, während er seine Mahlzeit hielt, so empfand er doch ein besonderes erheiterndes Gefühl, wenn er sich in ihrer Nähe wußte.

An einem milden Tage bat Otto die Wirthin, ihm die Mahlzeit im „Garten" aufzutragen, und um der zwischen Otto und dem kleinen Knaben bestehenden Freundschaft willen fügte sich die alte sonst nicht gefällige Frau in diesen Bruch mit der Sitte des Hauses. Otto nahm Platz an dem plumpen Tische unter dem Baume und vertrieb sich die Zeit bis zum Anrichten, indem er die Fontaine anblickte und dem

Rieseln des Wassers aus der bleiernen Röhre und dessen melodischem Falle in das Bassin lauschte.

Während er so da saß, vernahm er ganz in seiner Nähe hinter dem grünen Buxbaume, woselbst er eine Mauerwand vermuthete, Worte in dänischer Sprache. Anfänglich ward er dadurch nicht überrascht, weil er, ohne es selbst zu wissen, in Gedanken weit herumgeschweift war, vielleicht nach Hause, nach Dänemark; allein plötzlich erwachte sein volles Bewußtsein, und nun war es ihm, als seien die vorhergehenden Worte gleichsam vor seinem Ohre stehen geblieben und gewännen jetzt Eingang in die Seele, und würden im Zusammenhange aufgefaßt.

Kammerherr Hjelmkrone und seine Mutter hatten einige Augenblicke lang eine dritte anwesende Person critisirt, weil dieselbe in einer Gesellschaft bei Torlonia einer Unschicklichkeit im Gespräche mit einem Principe sich schuldig gemacht habe.

Plötzlich antwortete diese dritte Person mild, demüthig, abwehrend — und sie war es, die Schauspielerin, die Kammerherrin.

Keine milde, demüthige Stimme hatte je einen so tiefen, schmerzlichen Eindruck auf Otto gemacht, wie diese. Sie war demnach nicht glücklich, nicht angesehen in ihrem Kreise, gab fast nicht den Ton an; im Gegentheile, man blickte auf sie herab, machte

ihr Vorwürfe und peinigte sie! Er begriff nicht, wie die vornehme Frau und ihr Sohn ihre schlechte Laune über das wehrlose Weib ergießen konnten, mit welchem dieser Sohn eine Mesalliance eingegangen war, oder wie sie in Rom in so irritirter Stimmung sein und irgend ein Gewicht darauf legen konnten, ob ein italienisches Compliment mehr oder weniger gut beantwortet worden war. Er nahm in dem Grade ihre Partei, war in dem Grade indignirt, daß ihm gar nicht einfiel, daß er lausche; er lauschte ihrer Stimme und begriff gar nicht, weßhalb sie so nachgebend sei.

Allein sie war gedemüthigt gerade durch das Leben in höhern Kreisen, welches sie so eifrig erstrebt hatte. In Folge einer jener Unvorsichtigkeiten, die eine vornehme Dame so gut wie gar nicht begehen **kann**, hatte sie etwas Lächerliches geäußert, und obgleich man in der Gesellschaft mit Blitzesschnelle darüber hinweggeglitten war, so betrachtete doch sie und die beiden Anderen sich als blamirt, und Letztere vermochten nicht wieder von diesem Gegenstande abzugehen.

Doch nun trat eine Veränderung ihres Wesens ein. Ihr geplagtes Gemüth suchte Schutz bei Jemandem, oder Etwas, das ihm lieb und werth war; sie dachte an eine Begeisterung, deren Gegenstand sie

früher, auf der Bühne, gewesen, und indem sie eine Mannigfachheit von Erinnerungen herbeizog und sich in einem schönen Gefühle stärkte, erhielt sie die Kraft, in unerwarteter Weise die beiden Menschen von sich abzuwälzen. Zuerst bat sie mit bitterer Ironie „Ihro Gnaden" um Verzeihung wegen der großen Schande, die sie über ihr Haus gebracht habe — und es schien Otto, als höre er förmlich, wie die Kammerherrin gelb und grün ward — darauf wandte sie sich an den Kammerherrn und erklärte diesem mit steigender Energie, daß sie, da sie nicht in seine Welt passe, und da dieses ihr immer und ewig in einer Weise gesagt werde, durch welche sie schonungslos bloßgestellt werde — sich nur eine Gunst erbäte, nur einen Willen habe, einen Wunsch, den sie fest gewillt sei, durchzusetzen, nämlich sich wieder dem Theater zuzuwenden; sie wolle bereitwillig seinen Namen aufgeben, das Theater, die Kunst würde keine — Mesalliance eingehen. Es jubelte in Otto's Innerm bei dieser Schlacht; er hätte beinahe laut seine Freude und seine Sympathie mit dem Siege des idealen Lebens zu erkennen gegeben, und zwar mit den Worten, in welchen ihre merkwürdige Stimme im Dienste ihres eigenen Herzens ihre ganze Gewalt entfaltete, ohne einen einzigen Augenblick die Schönheitslinie zu überschreiten, obwohl es stets peinlich

bleibt, den Ausdruck weiblicher Bitterkeit zu vernehmen.

Es schien, als wenn der Kammerherr und dessen Mutter imponirt oder wenigstens ernstlich besorgt um einen „Skandal" würden. „Ihro Gnaden" schlug plötzlich einen schmeichelnden Ton an, wunderte sich, daß man die Sache so außerordentlich streng auffassen könne; es sei ja kein Unglück geschehen, in einer Familie könne leicht ein hartes Wort fallen u. s. w. Sie gebrauchte sogar die Phrase: beste Schwiegertochter, und überließ darauf dem Kammerherrn das Feld, vielleicht, damit sie nicht offiziell an jedem Paragraphen der Friedenspräliminarien Theil zu nehmen brauche. Der Kammerherr nahm einen ehrerbietigen Ton an, sprach als Mann von Welt, beruhigte, bat um Entschuldigung, gab Versprechungen; ja, er versprach, daß bei erster passender Gelegenheit sie Beide allein für sich leben würden, küßte ihr schließlich die Hand und verließ sie, damit man gegenseitig nach der Gemüthsbewegung zur Ruhe komme und sich in guter Laune bei der Mahlzeit in der Gartenlaube einfinde.

Sie war schon im Wesentlichen besiegt, durch ihren eigenen Sieg besiegt. Dieser Nachgiebigkeit, diesen Versprechungen gegenüber erhielt sie das Gefühl, daß, was sie im Ernst des Augenblicks als

äußersten idealen Entschluß ausgesprochen hatte, als Drohung dazu dienen könne, ihr ein angenehmes Leben als Kammerherrin zu verschaffen, und alsdann — vermochte sie den Entschluß nicht länger festzuhalten.

So oft das Weib auf's Neue das Paradies verlassen muß, vergießt es einige Thränen, die mild gleich einem Frühlingsregen herabfallen. Sie weinte, weil das Ideal, das ihr so nahe gewesen, wieder entflogen war, weil sie ein schönes großes Gefühl gehabt hatte, aber ohne die Kraft, demselben zu folgen.

Sie wähnte sich ganz und gar allein und machte ihren Gedanken Luft in abgerissenen Sätzen, von welchen einige durch die Buxbaumhecke drangen, während Otto keine Bewegung wagte und mit Behagen, obgleich wider Willen, Worte vernahm, die eine Erinnerung an ihre Begegnung auf dem Herrenhofe in der Heimath zu enthalten schienen.

. . . . Und wenn er mich auch liebte — wozu? . . . In der Jugend schließt man sich an Jeden an, dem man sich eben anschließen will; wenn man älter wird, an den, dem man sich anschließen kann . . . Wie ist doch eine solche junge Liebe, die ängstlich und unbeholfen nicht weiß, wie sie Einem dienen soll, — wie ist sie doch schön! . . . . Doch wozu, was

würde das frommen? Er würde auch bald verzehrt sein . . . . oder ich!

Am Abende desselben Tages war Otto eingeladen, im Vereine mit der adeligen Familie mit einigen Freunden und Italienern die Antiken des Vatikan bei Fackelbeleuchtung zu besuchen.

Als man den Palast durch den langen Corridor betrat, in welchem die schönen Reihen von Candelabern, Vasen und Kriegswagen stehen, theilte sich die Gesellschaft in kleine Gruppen, von denen eine jede ihrem Fackelträger folgte. Das rothe Licht, welches in der Finsterniß plötzlich auf die marmornen Statuen, auf die bekannten Züge des Sophokles, des Demosthenes, auf Achilles, Athene und den Faun und Bacchus fiel, verlieh, wie es Otto vorkam, der Vergangenheit derselben eine größere Wirklichkeit als früher, und rückte sie in all' ihrem schönen und großen Pathos dem Leben näher. Was in jenen verschwundenen Zeiten gesprochen und gethan worden, das Mythische und Heroische, Rührende und Erhabene, sprang hervor in seiner Erinnerung und schritt vorüber in großen Skizzen in denselben Verhältnissen wie die marmorne Welt aus dem rothen Lichte in die Dunkelheit glitt und wiederum aus dieser hervortauchte — und gleichzeitig schritt die Kammerherrin an seiner Seite daher; sein Ohr fing bald ihre Stimme,

bald das Rascheln ihrer seidenen Robe auf dem marmornen Estrich auf, sein Arm berührte zuweilen zufällig den ihrigen und von den antiken Gestalten glitt dann und wann ein Blick auf sie herab.

Während in solchen Augenblicken der Geist eine große Herrlichkeit erfaßt und genießt, verspürt das Herz ein tiefes Bedürfniß, ein Verlangen nach einer ähnlichen Glückseligkeit.

„— Hier an der Seite eines Weibes gehen, das man liebt und das Einen wieder liebt!“ sprach er in seinem Innern.

Er fühlte ein Bedürfniß, sich zu verlieben und in ihr die Personification der Ideale zu sehen, die den kalten Marmor umschwebten, und ein Etwas in seinem Innern lockte ihn, von strengen Forderungen abzustehen und das, was er wußte, zu vergessen; allein so oft sie an eine der großen Gestalten traten, die bei dem Fackelscheine ein wunderbares Leben bekamen, schien es ihm, als vernehme er eine wunderbare Stimme, daß es ihm nicht gezieme, mit dem Ideale zu feilschen. Allmählig ward er immer ernster. Sie begann erst jetzt ihn kennen zu lernen. Indem sie die Andacht, die stille Begeisterung bemerkte, mit welcher er an dieser marmornen Welt hing, bekam dieselbe auch für sie Leben, und sie begriff plötzlich, daß dieselbe einen tieferen Inhalt habe, als sie bis-

her in Gesellschaft geahnt. Und als ein Funken aus der Welt des Ideals in sie niederschlug, als ihre Seele zu leuchten, zu erwarmen begann — als sie in jubelnden Preis sich hätte ergießen mögen, warf ihr Gedanke sich plötzlich anerkennend, gerührt, bewundernd über ihn, denjenigen, der die seltene Befähigung gehabt, auf sich einwirken zu lassen und so ganz und gar in diese Welt der Schönheit zu gehören schien. — Ja, ihm seien die Ideale die wahre Heimath; jetzt begriff sie, was die ersten Worte, die sie von ihm auf dem Herrnhofe vernommen, für Vorboten gewesen, und jetzt blickte sie nur seinetwegen die Marmorwerke an, um heimlich in seinen Blicken, in seinen Gesichtszügen deren Sinn und Bedeutung zu lesen.

Sie betraten das Cortile, woselbst rings um einen Springbrunnen von Marmor acht der Meisterwerke der Welt stehen, jedes in seinem abgeschlossenen Zimmer. Eines dieser Werke ist der belvederesche Apollo. Als der Fackelschein zuerst auf das Antlitz des Gottes fiel, sah Otto in früher nie bemerkter Deutlichkeit die Erhabenheit des Ausdrucks in dem schmerzerfüllten und doch so schönen Lächeln des Unwillens, unter welchem der Gott seinen Pfeil dem Feinde des Ideals entgegengesandt, Allem entgegengesandt, was böse, roh und gemein ist. Dieses

durchzitterte mit einer solchen Gewalt sein Gemüth, daß er in diesem Augenblicke ausschließlich jener Welt gehörte, und sie, die jedem Ausdrucke seines Antlitzes folgte, erstaunte und ward ergriffen, indem sie um seinen Mund einen Zug bemerkte, ähnlich dem des Gottes. Alsdann gewann die Künstlernatur vollständig die Oberhand in ihrem Sinne; sie wurde ihm in Wahrheit zugethan, sie hätte ihm in diesem Augenblicke folgen können, damit sie seiner Welt nahe sei, in derselben ihre Heimath habe.

Etwas Unwahres war jedoch noch vorhanden; denn sie freuete sich ihrer eigenen Begeisterung, allein die Leidenschaft ihrer Seele war erwacht. Sie nahm Platz auf der kleinen steinernen Bank und mit einem Lächeln sang sie leise:

„Du Heilige, nimm Dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet. —“

— die letzte Schildwache, die noch einen Rückzug ermöglichte.

Einen Tag früher würde dieses Otto berauscht haben. Jetzt, vor dem Apoll, rief ihre Stimme plötzlich Erinnerungen an die Scene hinter der Osterie wach, Erinnerungen an sie, der man Vorwürfe machte, an die Abendfahrt auf dem See, an Marie Elisabeth, die in's Wasser fiel, an die ernste Madame

Sandberg, an den Gang nach der Wassermühle, an die Mädchen, die ihm Heu in den Mund gestopft, — und er wandte sich von allen diesen Erinnerungen ab wie von einer Zeit, während welcher er von einer niedrigeren Natur gewesen; er wollte alles Vergangene abwerfen, und drückte sich fest an die marmorne Heimath des Gottes.

Der italienische Fackelträger, welcher kaum deutsch verstand, schien doch die Bedeutung des gedämpften Gesanges und der ganzen Scene weit besser als Otto zu begreifen; er hielt fortwährend die Fackel unbeweglich hoch empor vor dem Apoll, während die fremde Signora im Dunkeln auf der steinernen Bank saß, und betrachtete den fremden jungen Mann, der ihm wahrscheinlich aus Stein zu sein schien.

Sie erhob sich und trat wieder in den Fackelschein, und indem sie auf das Bassin trat, wo eben die Fackeln der Andern näher herankamen und ihren grellen, flackernden Schein warfen, sagte sie: „Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir Schiller's Tragödien einfielen, als ich die herrlichen Statuen beleuchtet sah.“

Dieses Zusammenstellen der deutschen sentimentalen Romantik mit der antiken Classik machte ihn ungehalten und er antwortete: „Mir will es bedünken, daß diese Schiller'schen romantischen Figu-

ren keinen Halt haben. Hätte Thekla den Max Piccolomini geheirathet, sie hätten sich wohl nur gegenseitig verzehrt und wären gleich unersättlich gewesen."

Diese Worte würden wohl gänzlich verhallt sein, wenn er sie nicht in diesem Augenblicke angesehen und gegen seinen Willen durch seinen Blick staunen gemacht hätte.

Man ist sehr aufmerksam und mißtrauisch, wenn irgend Etwas unsere schwache Seite berührt.

Bald darauf verließ die Gesellschaft den Saal. Sie fuhr nach Hause und begab sich von da sofort in den Garten, untersuchte den Ort, wo sie Vormittags gesessen, und fand, daß derselbe eine offene, nur von Buschwerk verdeckte Stelle nach einem fremden Orte, nach einer Osterie habe.

Er sehnte, sich mit Etwas zu verkehren, was der in seinem Innern gährenden Unruhe entsprach, und nachdem er bis in die Gegend der Piazza Barberini mitgefahren war, begab er sich nach dem Forum und stieg in die Ruinen des Colosseums hinauf. Der Mond schien in seiner italienischen Klarheit, so daß er fast vergaß, daß es Nacht sei, und das magische, geheimnißvolle Licht paßte außerdem gut zu seiner Gemüthsstimmung.

Er stieg eine Treppe hinan, die sich gleich einem Felsenpfade zwischen Buschwerk schlängelte, so daß er

in den großartigen Ruinen oft das Gefühl hatte, er befinde sich im Gebirge. Er stand plötzlich vor einem alten Fenster, groß und verwettert, wie das Thor einer alten Bergveste, und über Gestein, das unter seinen Füßen wackelte, stieg er so hoch, daß er über Rom hinausschauen konnte; als er sich umkehrte, lag vor ihm das Innere des Gebäudes, der große runde Kampfplatz.

Alles lag hier fast so hell wie ein nordischer Tag, aber so weich, so abenteuerlich dämmernd und so still! Die Kuppeln und Thürme der Stadt, die Gebäude auf dem Capitolium, die Kirche auf dem Berge und in der Ferne die Ebene, die sich gleichsam in den schwarzblauen Wolken verlor, Alles war so feierlich schweigsam, der Schatten so finster, so inhaltschwer! Und er war allein in dieser Welt, allein mit seinen Ahnungen und seinem Sehnen, allein in Rom! Lange Zeit strebte er vergeblich, sich zu sammeln, sich selbst, sein Ich festzuhalten. Aber wie unmöglich war dies an diesem Orte, wo die Geschichte in einer solchen Erhabenheit dahingeschritten war! Bald schien es ihm, daß es unten lebendig werde, daß man auf der via sacra fahre, daß die wilden Thiere oder ein Gladiator über die Arena sprang, oder daß Caesar in einsamer Majestät sich gegen die aufrührerischen Legionen hinausbegab und sie dadurch bezwang, daß

er sie von den Fahnen verabschiedete; bald schien ihm das Colosseum als der in übernatürlicher Einsamkeit stehende Weltthron, der letzte Rest des jüngsten Tages.

Ein Gedanke blieb ihm ununterbrochen: Apollo selbst war ein Zeichen der That, denn Götter selbst seien nur durch große Kämpfe und Anstrengungen Götter geworden. Nur er, was sollte er in dieser Welt, wo sei sein Platz hier, was habe er auszurichten? .... Eine neue Schaar von Erinnerungen brach hervor als eben so viele Impulse zum Handeln.

„Oh,“ rief er endlich, „man ist von aller Thätigkeit abgesperrt; der Nerv ist durchschnitten, das Gehirn denkt und phantasirt, aber die Hand ist erschlafft und vermag nicht den Henkel, den Welthenkel zu ergreifen, und wo ist der Henkel?“

Er hatte sich unwillkürlich auf den Boden niedergelassen, als wollte er in die Arme der mütterlichen Erde flüchten, und drückte seine glühenden Wangen an die feuchten Mauern des alten Theaters.

„Wie soll ich es zu etwas Wirklichem bringen, ein Caesar, ein Napoleon oder nur ein Goethe werden? — —“

„Ja wenn ich, wie meine Mutter sagte, ein Grafenkind wäre; deisen Leuten steht die ganze Welt offen, wenn sie nur Talent besitzen. Ihnen wird der Henkel gereicht; was bietet die Welt mir? .... Doch

es ist wahr, Napoleon und Goethe arbeiteten viel. .... Ich würde keinen Tag, keine Stunde vergeuden! .... Und ich muß es unterlassen, mich so schnell zu verlieben, sondern dem erhabenen Bilde treu sein, das ich besitze, treu gegen Sie auf den Alpen!"

Er erhob sich, um hinabzusteigen, und wiederum ergriff ihn die Majestät der Scene, der nächtliche Himmel mit dem großen goldenen Monde, der herabblickte auf die Ruinen des Alterthums. Es fiel ihm bei, den Menschen ein hohes Lied hiervon zu singen, aus dieser stummen Tiefe die reichen Gedankenperlen zu heben, in das Schicksal zu blicken, zu Gericht zu sitzen über die Todten und die Zukunft klar darzulegen. Gericht halten, auf dem Richterthrone des jüngsten Tages sitzen... Ja, den Gedanken hatte er ja früher gehabt, wenn auch in einer andern Weise, und er mochte doch lieber das Leben handelnd genießen, als es besingen. „Ich werde arbeiten," sagte er; „und treten Umstände hinzu, die den Einsatz eines Menschenlebens erheischen, dann will ich sterben und bereit sein. Ihr hört es, ihr Geister, welche diese Stätte umschweben!"

Drittes Kapitel.

Eines Morgens begegnete Otto Alphons auf dem Monte Pincio unter den ewig grünenden Eichen, in deren Umgebung die Rosen noch während des Winters blühen, und von wo man eine gar weite Aussicht über Rom hat.

„Weßhalb gehst Du hier so tiefsinnend?“ frug Otto. „Komm' mit mir! Meine Wirthin, die würdige dicke Donna Theresa, hat ihren Schwiegersohn verloren, sie muß nun in ihrem Hause Platz schaffen für die Witwe, deßhalb muß ich ziehen. Komm', sei mir behülflich, eine Wohnung zu finden ... entsinnst Du Dich noch, daß Du einst in Kopenhagen mich auf einem ähnlichen Gange begleitetest?“

Otto zog Mendoza mit sich fort, bis er vor einer Thür stehen blieb, an welcher ein kleines Brett

hing und Kunde gab, daß hier Zimmer zu vermiethen seien. Man zeigte ihnen zwei große Zimmer, von welchen das eine auf die Straße, das andere auf einen Garten mit Citronenbäumen ging. Vor den Fenstern waren eiserne Gitter, und eine große mit Eisen beschlagene Thür führte zu dem äußeren Zimmer, was die Wirthin dahin erklärte, daß einmal ein reicher Engländer im Hause gewohnt habe. Sie gab diese Aufklärung in einem kalten, gleichgiltigen Tone, und sah dabei aus, als seien ihre Gedanken ganz wo anders. Man hätte sie schön nennen können, wäre ihr Antlitz nicht so blaß und kalt wie Marmor gewesen und hätten ihre dunkeln Augen nicht einen Ausdruck der Geistesabwesenheit gehabt. Ein altes seidenes Kleid schloß eng und faltenlos um ihre Figur, und obgleich dieselbe schlank und schön war, so rief sie doch auch eine Art von Kälte hervor.

„Du sollst nicht hier im Thalgrunde miethen, hier herrscht Fieberluft, man fühlt es und man sieht es auch der Wirthin an."

„Ja, aber hier stehen Orangenbäume vor den Fenstern," antwortete Otto.

Die Wirthin sagte als eine Art Empfehlung: „Es sind nur wenige Schritte von hier nach der Kirche Maria del neve." Allein nachdem sie bemerkt

hatte, daß sie Ketzer seien, kehrte nach einem momentanen Ausdrucke des Hasses die frühere Kälte zurück.

„Hörst Du," sagte Otto, „sie giebt der Maria Maggiore ihren poetischen Namen. Weil man einst an Ort und Stelle ein wenig Schnee vorfand, erbauete man dort eine Basilika! Man muß in der Nähe von Orten wohnen, wo Südfrüchte aus der Erde sprießen, und wo der Schnee, der vom Himmel fällt, sich zu marmornen Säulen und Thürmen gestaltet."

Nachdem er die Zimmer gemiethet hatte, schlug Otto einen Spaziergang auf die Passagiata vor; allein Alphons blickte auf seine Uhr und sagte, daß er, als sie sich begegneten, gerade eine andere Tour vorgehabt habe. Es entging Otto ganz, daß Alphons geneigt schien, allein zu gehen, und er sagte: „Nun, so gehe ich mit Dir, nach Deinem Sinne. Weiß man doch nicht, was man möglicher Weise erlebt, wenn man das Schicksal walten läßt."

Sie gingen an der Kirche Maria Maggiore vorüber durch diesen ganzen Theil der Stadt, zum Thore hinaus längs der Appischen Straße dahin. Hier bekam die Gegend ein ganz eigenthümliches Colorit. Sie befanden sich bald zwischen Ruinen und niedrigen Mauerwänden, welche Kohl- und Weingärten umschlossen. Der Weg selbst, den

sie gingen, war zwei Tausend Jahre alt und es schien ihnen, als führe er zurück auf den Ursprung der Welt; während die Einsamkeit und die Ruinen und die einzelnen stummen Häuser ein Gefühl hervorriefen, befanden sie sich in einer biblischen Stadt. Sie schritten über einen kleinen Bach; es konnte der Kidron sein. Plötzlich erblickten sie zur Linken eine kleine, unansehnliche Kirche, eine Basilika mit weißen Wänden und rothem Dache, fast von dem Aussehen einer Scheune. Es war Domine, quo vadis, an der Stelle erbaut, wo, der Sage nach, Christus mit Petrus zusammentraf und ihm den Märtyrertod verkündete, indem er ihm auf seine Frage: Domine, quo vadis? (Herr, wohin gehest Du?) antwortete: Vado Romam iterum crucifigi. (Ich gehe nach Rom, um wieder gekreuzigt zu werden). Die Kirche heißt gleichfalls Maria della pianta, die Kirche der Fußsohle, denn vor derselben befindet sich der große Stein, auf welchen Christus auf seinem Schmerzensgange trat und welcher den Eindruck seiner Füße behielt. Als Otto den Stein erblickte, fühlte er sich im ersten Augenblicke sehr ergriffen. Sein Herz pochte vor Sehnsucht nach der idealen Gestalt, die so eben vorübergeschritten zu sein schien und doch nicht einzuholen war. Alphons war ganz überwältigt. Er berührte den Stein in der Art und Weise

der Juden, und küßte die Hand, die denselben berührt hatte, und Thränen kamen ihm in die Augen.

„Alphons, Alphons," sprach Otto mit milder Stimme.

„Sieh, der Stein erweichte, der Stein hatte Barmherzigkeit . . . Wer doch zu ihm gehören könnte, sich losgerissen und den unermeßlichen Kummer überstanden hätte!"

„Wahrhaftig, Herr Hylas, ich muß ein Auge auf Dich haben, daß Dich die Nymphen nicht entführen!"

„Aber kannst Du denn in der That gleichgültig vorübergehen? Glaubst Du denn nicht?"

„Wenn Du mich so auf's Gewissen fragst, ob ich glaube, daß Christus dieses Zeichen eingetreten hat, so antworte ich: Nein!"

„Glaubst Du denn nicht an Denjenigen, den Ihr Christus nennt?"

„Ja, als ein Zeichen der Naturverjüngung, so wie ihn Oehlenschläger besungen hat:

Und jeden Frühling, wenn die Nebel schwinden,
Das Kindlein Jesus wieder wird geboren,
Das Engelein in Erd', in Luft und Wasser
Ist der Erlöser, ist der Heiland selber.

oder als Symbol jeder neuen Idee, welche die Menschheit vorwärts bringt; je tüchtiger und wahrer der

Gedanke ist, um so lauter schrei't der Pöbel dessen Träger sein: „Kreuziget ihn!" nach. Da erweicht der Stein aus Mitleid, aber die Pharisäer und der Pöbel nicht, und wenn dann der hehre Apostel ausgerungen hat, steigt der Gedanke gen Himmel und leuchtet über die Erde."

„Ja, ja, aber mir kommt es vor, daß auch etwas Anderes und Tieferes, daß ein geheimer Schmerz in der Welt lebt. Hier in Rom ist mir stets, als wenn mich derselbe umschwebte, und hier an diesem Steine wähnte ich noch vor einem Augenblicke, ihn erfassen zu können."

„Hier in Rom?" antwortete Otto. „Hier scheint es mir gerade, als würde die ewige Freude verkündigt. Das erste Mal, als ich in Deutschland ein Nonnenkloster erblickte, trat ein Theil jener Schmerzen an mich heran. In dem Augenblicke, als ich eine weiße Gestalt in's Klosterthor verschwinden sah, war es mir, als wenn ich selbst, meine Kindheit, meine Seele, dort hineingegangen und für ewig von der Freude getrennt sei. Allein hier vermag ich gar nicht zu glauben, daß es mit dem Kloster und der Art Dingen Ernst ist. Wenn sie hier die schönen Messen singen, dann ist es nicht an Christus, sondern, glaube ich, nur an Zeus, daß sie ihre Gesänge richten. Und Christi Mutter ist

Aphrodite, und Johannes ist der kleine Bacchus. Hier unter diesem wunderbaren Himmel empfinden die Menschen sehr wohl, daß sie den Gott nicht nöthig haben, der da leidet und des Leidens halber existirt; aber hier ist nun einmal das Lager, und sie halten ihn des Vortheiles halber hier zum Verkaufe und bieten ihn feil. Sie sind hier Apotheker, die nicht verpflichtet sind, selbst ihre Medicin zu genießen."

„Ja, aber Du selbst?"

„Ich — jetzt werde ich Dir Etwas sagen, was Du nicht zu glauben brauchst, wenn Du nicht willst. In der Luft, die uns umgiebt, lebt ein Etwas, das uns belauscht und unsere Worte weiter an das Schicksal bringt. Das Leben und die Bedeutung dieses Etwas wächs't durch das Leben, welches sich in uns rührt, deßhalb ist die Beziehung zu dieser Geisteswelt am innigsten an berühmten Orten, die unsere Seele tief erregen. Vor einiger Zeit, als ich eine Nacht im Colosseum zubrachte und dort gleichsam wiedergeboren wurde, glaubte ich zu bemerken, daß man mich höre. Seit der Zeit studiere ich mit größerer Sicherheit; jedes Buch, welches ich in die Hand nehme, scheint mir dargereicht, jede Erscheinung ist gleichsam vorausbestimmt; mir ist zu Muthe, wie

der Erde im Frühling sein muß, wenn ihre unzähligen Blumen zu sprießen beginnen."

„Was begehrst Du denn eigentlich?"

„Ein thatvolles Leben und einen schnellen Tod, bevor man so weit kommt, daß die Geister in der Luft sich nicht mehr um Einen kümmern."

Alphons sagte nach einer Pause: „Mich dünkt, es liegt etwas Falsches in Dem, was Du sagst."

„Hast Du denn vielleicht einen Freibrief auf das Leben erhalten? Weißt Du denn, ob nicht der Tod in Deinem Zimmer sitzt und Deiner harrt, wenn Du nach Hause kehrst? Ich aber bin dagegen gesichert! Ich weiß, ich kann nicht sterben, bevor ich auf den Alpen gewesen bin. Dort hat die Blume oder die Palme meines Glückes mir ein Stelldichein gegeben, und es würde auch eine Unbilligkeit sein, die ich dem Schicksale nicht zutraue — denn dasselbe ist ehrlich und honnett — wenn es mich, der dieses Licht geschaut, langsam in den blassen Farben und dem feuchten Nebel der Heimath verwelken lassen wollte!"

„Aber dann bleiben wir doch lieber Beide hier!" — sagte Alphons; „lassen wir uns für immer hier nieder!"

Als er aber sah, welche Wirkung dieser Vorschlag im Antlitze Otto's hervorbrachte, brach er ab

und fragte mit einem plötzlichen Gedankensprunge: „Weßhalb hegst Du so gar wenig Vertrauen zu dem Leben?“

„Ich?! ich kein Vertrauen zum Leben?!“

„Ja, weßhalb vermagst Du nicht an das Glück zu denken, ohne zugleich Dir den Tod zu vergegenwärtigen?“

Hierauf wollte Otto nicht recht eingehen, oder er vermochte nicht, sich klar zu machen, daß ein Theil seines früheren Lebens in ihm als ein Widerspruch gegen das vollständige Glück lag, während die Jugendkraft dieses Gefühl niederhielt.

Er antwortete mit einer Gegenfrage:

„Weßhalb willst Du hier bleiben?“ fragte er. „Wie konntest Du Dich selbst dazu bringen? Hast Du nicht eine Schwester in der Heimath?“

Alphons erblaßte, daß er ganz blau unter den Augen ward.

„Ja,“ sprach er, „das ist eben der Schmerz; allein der, welcher diese Spuren in dem Steine zurückließ, sagte doch auch, daß man Alles verlassen solle.“

„Aber dann ist es ja Ernst! Dann haben wir Dir, ohne es zu wissen, richtig durch den Hylas-Namen prophezeiht!“ rief Otto. „Was zieht Dich dermaßen hin? Sind es die Messen und die Musik?“

Alphons antwortete halb ausweichend: „Du wirst nicht läugnen können, daß in der Messe eine Erhabenheit sonder Gleichen liegt.“

„Ja, das will ich freilich; denn auch in meinem Innern lebt eine Ahnung, daß man sich hingeben und die Einsamkeit suchen könne; allein nicht darin liegt die Befriedigung. Recht ergriffen von und recht ruhen in diesen Schnörkeleien vermag man nie.“

„Was meinst Du mit Schnörkeleien?“

„Nun z. B.: Drei Priester celebriren die Messe. Der Eine schwenkt das Räuchergefäß gegen das Antlitz des Andern und verbeugt sich; der Dritte thut desgleichen bei dem Ersten; ein Chorknabe erzeigt dem Dritten denselben christlichen Dienst. Die Drei stellen sich in verschiedene Positionen: neben oder hinter einander; der Eine hebt hinten die Zipfel des Meßgewandes des Andern; sie ändern wiederum die Stellung oder machen Knixe; sie tragen Bücher von einem Orte zum andern, gehen um einander herum, wechseln bei dem Vorlesen einige Worte. Die Chorknaben umschwärmen sie, setzen die Lichter um, bringen kleine Kisten her, schwenken die Räuchergefäße bald gegen den Einen, bald gegen den Andern, holen frische Räucherung herbei, machen Knixe. . . .“

„Laß mich Dir blos sagen,“ unterbrach Alphons

ihn ernsthaft, „daß ich als Kind meinen Vater die Ceremonie verrichten sah, mit der man den Sabbath beschließt, und unter andern sammelte er die Finger dergestalt, daß er nur die Oberfläche der Nägel erblickte. Ich entsinne mich noch sehr wohl, daß ich darin unwillkürlich einen Anstoß fand. Als ich dreizehn Jahre alt geworden, erfuhr ich die Bedeutung dieser Ceremonie: Mein Vater dachte gar nicht an seine Nägel, sondern eine Stelle in einem heiligen Buche besagt, daß die äußere Seite der Finger das Symbol des äußeren Lichtes ist, im Gegensatze zu dem innern, geistigen Lichte. Mein Vater machte das Zeichen und dachte an den Sinn desselben. So gerade verhält es sich auch bei der Messe. Wenn sie z. B. das Meßgewand des Priesters emporheben, so geschieht dies, weil er in dem Augenblicke das Opfer genossen hat, und es wird dadurch bezeichnet, daß er geheiligt ist und gleichsam dadurch Flügel bekommen hat."

„Das läßt sich hören! Aber es sieht aus wie ein Ballet, und es fehlt nur, daß mit einer Pirouette geschlossen würde."

„Wie sonderbar Du sprichst! Das Ballet hat seine Stellungen, Aufzüge und Tableaux den Kirchenfesten in derselben Weise entliehen, wie die Oper der Kirchenmusik entsprungen ist, und das Ganze

hat sich direct von den Tempelfesten in Jerusalem vererbt!“

„Sehr wohl! Allein ein Gottesdienst sollte durch erhabene Einfachheit imponiren, nicht aber durch solche, mildest gesagt, Absonderlichkeiten.“

„Nun ja, ein Bauer, welcher das Benehmen von Leuten einer feinen Gesellschaft sähe, würde ganz eben so sprechen, weil er dieses Benehmen nicht verstehen würde.“

„Höre 'mal, Alphons, Du sprichst Worte, die nicht aus Dir selbst fließen. Wo bist Du gewesen? Wo gehst Du hin und lernest?“

Nach einigem Zaudern gestand Alphons, daß er die Bekanntschaft einiger Mönche in einem Kloster gemacht habe.

„Du Auserwählter der Götter!“ rief Otto; „Du fällst geradezu über die Merkwürdigkeiten, nach denen ein Anderer mühsam sucht, ohne sie zu finden, und wo man anklopft, ohne Einlaß zu finden, da öffnet sich Dir die Thür von selbst.“

Auf Otto's eindringlichen Wunsch versprach Alphons, ihm die Bekanntschaft dieser Menschen zu verschaffen; allein er müsse ihn erst anmelden und die Erlaubniß haben, ihn einführen zu dürfen.

Der Bruder-Pförtner, ein alter ganz kahlköpfiger, gesprächiger Mann, der mit all' seiner Lebhaftigkeit auf Otto den Eindruck machte, als trüge er die Kapuzinerkutte nur gleich dem Mantel einer Schildwache, sagte ihnen, daß jetzt gerade Essenszeit sei, und daß sie am liebsten ein anderes Mal wieder kommen möchten, oder er könne sie auch in das Refectorium hinauf führen; dort könnten sie den Tisch anrichten sehen und darauf in der Zelle des Paters Benedict warten, bis dieser gespeis't und sein Gebet verrichtet habe, wenn sie es so vorzögen.

„Willst Du das so?" frug Alphons.

„In einem Refectorium und einer Zelle!" sagte Otto; „ja, das will ich freilich!"

Bruder Ambrosio, so nannte sich der Pförtner, wartete nicht, bis die Antwort ihm übersetzt wurde; er sagte, obgleich er nicht die fremde Sprache verstehe, so verstehe er doch sehr wohl, daß der junge Signor Ja gesagt, und er führte sie nun durch den Vorhof und durch einen breiten gewölbten Gang nach einem viereckigen Hofe, der nach allen Seiten von Bogengängen umgeben war, die von schlanken paarweise geordneten Säulen gebildet wurden, deren Capitäle zwar etwas beschädigt waren, an welchen man aber doch deutlich eine recht kunstvoll geschnitzte Ornamentik wahrnahm: Weinreben schlängelten sich die Schäfte

hinauf und endigten in Trauben, nach welchen von einer andern Säule Satyrn haschten oder in denen Vögel sich niederlassen wollten, oder muntere Thiere sprangen hervor und wurden von Jägern verfolgt, und das Ganze ward dadurch leicht und anmuthig verknüpft.

„Ja, ja," sagte Bruder Ambrosio, „das soll sehr schön sein; aber unser Kloster ist arm und hat keine Mittel zu Reparaturen; sehen Sie nur, wie es draußen aussieht; ist es nicht Schade?"

Draußen auf dem von dem Bogengange umgebenen Platze lag eine gebrochene Säule umgestürzt, und neben derselben eine Sonnenuhr; das überwuchernde Gras hatte fast Säule und Uhr überdeckt. Die Sonne fiel in diesem Augenblicke dergestalt in den Hof hinein, daß die Grenze der Schatten gerade diesen Ort schnitt; die eine Hälfte des Hofes prangte in dem reichsten Lichte, während die andere Hälfte in feierlichem Schatten lag. Die tiefe Stille des Ortes entsprach wunderbar dieser Beleuchtung, und in demselben Augenblicke entdeckte Otto einen ehrwürdigen graubärtigen Mönch, welcher lautlos in einem Winkel saß, die Capuze fast ganz über das Gesicht herabgezogen.

„Aber das ist ja richtig!" rief er aus: „hier muß ja die Sonnenuhr umgestürzt liegen; denn hier

steht die Zeit ja still, und die Ewigkeit hat angefangen."

„Richtig?" — wiederholte Pater Ambrosio; „eine schöne Richtigkeit, wenn man die Handwerker nicht bezahlen kann und die Gottlosen nicht umsonst arbeiten wollen!"

Er führte sie nun weiter auf einer breiten, rohen, halb finstern Treppe in einen großen Saal hinauf, eine große Halle mit Fenstern gleich Schießscharten und mit gewölbter Decke. Die Halle war kühl und halb dunkel. Der ganzen Länge nach stand ein Tisch mit einem groben Tuche bedeckt, welches gerade die Tischplatte verbarg. Jedes Couvert bestand in einer Handvoll Castanien auf einem hölzernen Teller und einem Becher mit Wasser.

„Hier sind ja keine Messer, Gabeln und keine Löffel," sagte Otto.

„Messer, Gabeln, Löffel? Was sollen wir damit?" frug Fra Ambrosio. „Kann man nicht Castanien mit den Fingern essen und Wasser ohne Löffel trinken?"

„Sie werden heute weiter Nichts bekommen, es ist Freitag," sagte Alphons.

Otto bemühte sich, das zu glauben, damit ihm die Poesie des Ortes nicht zerstört werde; allein der Zweifel seines Gemüthes war widerspenstig.

Fra Ambrosio, dessen kleine schwarze Augen auf dem Antlitze Otto's ruhten, sagte: „Des Morgens trinken wir Milch, wenn fromme Menschen uns welche bringen, und zuweilen findet sich ein Bettelsack Weißbrot vor, ja auch Oliven!... Doch jetzt läutet die Glocke, beeilen wir uns, bevor die heiligen Brüder erscheinen!"

Er führte sie nun wieder eine Wendeltreppe hinab in eine Zelle, ein ziemlich großes, geweißtes Zimmer mit vergittertem Fenster, mit einem Bette, über welchem ein großes Crucifix hing, und mit einem Tische und einem Paar Stühle, Alles von der möglichst größten Einfachheit.

Als sie eintraten, stand am Fenster ein Franziskaner und las in einem kleinen Buche. Derselbe erwiderte höflich ihren Gruß und fuhr darauf fort zu lesen.

Nach Verlauf eines Augenblickes rief Otto entsetzt und flüsternd aus:

„Aber du mein Gott, das Blut trieft ja in die Sandalen des Menschen herab!"

„Ja," antwortete Alphons mit bebender Miene, „jetzt hat er sich wieder selbst castei't und die Wunden mögen auf dem Wege hierher aufgebrochen sein."

„Kennst Du ihn denn?" frug Otto und betrachtete aufmerksam den Mönch, welcher augen-

scheinlich ein junger Mann war; er hatte einen schwarzen Bart, eine feine, gebogene Nase, sehr lange Augenwimpern und eine Gesichtsfarbe wie gebleichtes Wachs; in diesem Augenblicke perlten große Tropfen auf seine Stirn und seine Wangen, obgleich das Zimmer ganz kühl war. Er fuhr unbeweglich zu lesen oder in das Buch zu starren fort.

„Ja, ich kenne ihn," antwortete Alphons, „man nennt ihn Fra Jacobeo. Er stammt von jüdischen Eltern und ist in Indien geboren. Als Kind brachte ihn ein protestantischer Geistlicher nach England und taufte ihn dort; allein dort war es ihm zu kalt, zu ketzerisch, sagen sie hier, worauf er Katholik ward und hierher kam."

„Sage mir, Alphons, weßhalb castei't er sich? . . . Hast Du ihn nicht darnach gefragt?"

„Ja."

„Nun, und wie lautete die Antwort?"

„Weil sein Körper sich auflehnt."

In diesem Augenblicke ging die Thür der Zelle auf und zwei Jesuiten traten ein in ihrer langen schwarzen, engen Tracht, mit der sechseckigen schwarzen Mütze unter dem Arme. Sie waren im Begriffe gewesen, sich aus dem Kloster zu begeben, allein sie hatten in der Clause des Pförtners Otto und Alphons kommen sehen und kehrten nun um,

um die Bekanntschaft dieser jungen Leute zu machen; allein es hatte den Anschein, als ob sie auf die Ankunft des Paters Benedict harrten.

Otto bekam ein Gefühl, als wenn er zum Scherze Geister citirt und diese nun wirklich erschienen. Diese Gestalten kamen aus einer Welt, die er bisher als der Poesie angehörend betrachtet und die jetzt ihre ganze sonderbare, seiner Natur fremde Wirklichkeit annahm.

Das Schweigen wurde nicht gebrochen, bis Pater Benedict endlich eintrat.

Dieser war ein ansehnlicher Mann, mit einem festen, dunkeln, vollen Gesichte, welches durchaus kein Zeugniß von Wasser und Castanien ablegte. Er war ohne Bart, hatte grauschwarzes Haar und einen Ausdruck im Auge und in den Gesichtszügen, welchen Otto sich nicht zu erklären wußte, ja, nicht einmal deutlich als anziehend oder abstoßend auffaßte. Alphons nannte ihm Otto's Namen, und Pater Benedict stellte augenblicklich alle Anwesenden einander vor. Die beiden Jesuiten hießen Pater Hahn und Pater Dauw und leiteten sofort ein Gespräch mit vollendeter Höflichkeit und Freundlichkeit ein. Dieses Alles gab Otto seine Sicherheit wieder; die fremde Welt verlor einen Theil ihres Zaubers, indem man sich in bekannten Formen bewegte. Nachdem er auf

Augenblicke überwältigt gewesen, bekam er wieder eine Art überschauender Kraft, stand halb außerhalb der Scene und frug sich selbst im Vertrauen auf seine Mission: „Was mag man wohl jetzt mit mir beabsichtigen? weßhalb muß ich dieses erleben?"

Das Gespräch wurde gleich religiös, es konnte in dieser Gesellschaft keine andere Richtung nehmen, und namentlich gingen die Jesuiten in der bestimmtesten Weise darauf aus, den Katholicismus zu behaupten, und das nicht nur, um demselben einen blos theoretischen Sieg zu verschaffen. Aber alle Formen wurden beobachtet, das Gespräch erhielt in der leichtesten und natürlichsten Weise diese Richtung. Pater Dauw war ein untersetzter blonder Mann von einigen dreißig Jahren; sein Gesicht zeigte einige Blatternarben, war aber im Uebrigen frisch und strotzte von Gesundheit. Er frug die beiden Herren über ihre Reise, und als im Verlaufe des Gesprächs sich herausstellte, daß sowohl er als Pater Hahn von deutscher Geburt waren, folgten wieder Fragen in Betreff ihrer Reise. Pater Dauw antwortete:

„Wir sind zusammen hierher gereis't. Pater Hahn wird von unserem heiligen Vater nach Thibet gesandt, woselbst sein Bruder, welcher auch zu unserer Gesellschaft gehörte, kürzlich um des Glaubens willen

hingerichtet ward. Ich bekomme eine Mission nach Frankreich."

Dieses ward so einfach wie ein alltägliches Ereigniß erzählt, und sowohl Otto als Alphons richteten unwillkürlich bewundernde Blicke auf Pater Hahn. Er war ein Mann, dessen feines, langes, aristokratisches Gesicht nur wenig einer solchen Leidensaufgabe zu entsprechen schien; doch in den großen braunen Augen wohnte jener sonderbare Ausdruck, welcher nur bei Schwärmern oder bei Denjenigen zu finden ist, die für einen gewaltsamen Tod bestimmt sind. —

„Das ist ja eine entsetzliche Reise," sagte Otto.

„Uns ist Nichts entsetzlich; wir gehorchen unserem General, der im Namen Christi befiehlt."

„Ja, derjenige, welcher gut commandirt wird, hat leicht zu gehorchen!" murmelte Otto.

„Entsetzliche Reise!" rief der Franziskaner Mönch mit einer Stimme, deren schöner weicher, tiefer Klang Otto überraschte — „versündigt Euch nicht! Beneidet ihn, daß er berufen und auserwählt ist! Mir ist das verwehrt, denn ich bin ungehorsam und verlange nach den großen Kämpfen, weil ich nicht in den kleinen zu siegen vermag. Heilige Jungfrau —" seine übrigen Worte verhallten in Murmeln.

Pater Dauw sagte zu Otto: „Haben Sie auf dem Gebiete des Protestantismus einen solchen Wetteifer bemerkt?"

Und als Otto schwieg, fuhr er fort: „Unter den Protestanten vernimmt man oft das Geständniß, daß der Protestantismus eigentlich keine Religion ist; derselbe versteht es nicht, das Leben mit dem Gottesgedanken zu verschmelzen; der Protestantismus ist in seiner verständigen Nüchternheit von Allem entblößt, was Eindruck auf die Seele und die Phantasie macht, er hat keine Ceremonieen ..."

Otto rief: „Ja, das ist ganz richtig! Der Protestantismus ist die Religion der Intelligenten und bedarf der äußeren Ceremonieen nicht; in Frankreich war es der tüchtige Landadel und der höhere Bürgerstand, die ihn zuerst annahmen; in Deutschland waren es die Gelehrten und die Fürsten, während der Katholicismus ..."

Otto stockte verlegen; er war im Begriff, eine Unhöflichkeit zu sagen, und die Anderen waren so höflich und artig gewesen!

„Reden Sie nur aus," sagte Pater Dauw lächelnd. „Sie sind der Ansicht, daß der Katholicismus die Religion der Dummen und Unwissenden ist. — Darf ich Ihnen erst mit Bezug hierauf eine Geschichte von dem Cardinal Pallavicini erzählen?

Sie wissen, daß er es war, der sich Berühmtheit durch seine Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung erwarb. Ein Engländer, welcher hierher kam und ihn zu sehen wünschte, war erstaunt, als er ihn in einer Zelle wie diese hier wohnend fand, und drückte sein Erstaunen darüber aus, daß ein so berühmter und kluger Mann in solcher Weise wohne. — „Klug?" sagte Pallavicini, „ich will Ihnen bemerklich machen, daß der kleinste Teufel in der Hölle mehr Klugheit und Verstand besitzt als irgend ein Mensch!"

Otto antwortete: „Ja, das ist nur die Ansicht Pallavicini's; allein wir Andern besitzen einen Mann wie Goethe, welcher in Wilhelm Meister sagt: Vor Nichts fürchtet sich das Menschengesindel so sehr als vor dem Verstande — vor der Dummheit sollten sie sich fürchten!"

Pater Dauw stutzte einen Augenblick, indem Schiött's Eleve so glücklich zu citiren verstand, allein er beeilte sich einzuwerfen: „Nun, welchen Schluß ziehen Sie daraus?"

„Keinen andern," antwortete Otto, „als daß Goethe damit ein großes protestantisches Wort ausgesprochen; denn in dem Protestantismus ist Jeder sein eigener Beichtvater, sein eigener Papst, und dazu

gehört eine geistige Entwickelung, eine Gewalt des Gedankens ...."

„Gewiß, und in der Weise wird die Zahl der Protestanten sehr gering. Aber glauben Sie denn nicht, daß dasselbe der Fall ist bei dem Katholicismus? Nur der Unterschied waltet ob, daß der Katholicismus einen so unermeßlichen Umfang hat, gleichwie ein Clavier mit einer unendlichen Menge von Octaven. Dem Schwachen und Unwissenden bietet er die Leitung Anderer; je freier und kräftiger, aufgeklärter und intelligenter ein Mann wird, um so mehr erweitert sich ihm der Katholicismus, er begrüßt in Liebe seine Erhabenheit ...."

„... Zum Beispiel Savonarola!"

„Ja, die Größe erkennen wir nicht an, die Aufruhr ..."

„Aufruhr gegen wen? Gegen die Wahrheit oder gegen Prälaten und Päpste?"

„Wo ist die Wahrheit? In der heiligen Schrift! Allein wer vermag es, die heilige Schrift auszulegen ohne die Tradition, die in der Kirche repräsentirt ist? Verwerfen Sie einmal die Tradition, und Sie werden zu gleicher Zeit die ganze Kirche verworfen haben." —

„Ja," sagte Otto, „ich verwerfe auch jede Kirche und alles Kirchenwesen. Jede Seele ist ihr eigener Tempel."

„Führen Sie das nur durch und Sie werden zu uns kommen!“

Otto lächelte.

Pater Hahn nahm das Wort und frug: „Woran glauben Sie denn?“

„An Phöbus Apollo, wie er im Vatican steht und mit seinem wunderschönen Zorneslächeln den Pfeil gegen die Feinde des Ideals absendet!“

Pater Hahn antwortete: „Dann übersehen Sie aber auch nicht, daß Apollo seine Pfeile absendet und dabei schön ist, daß aber unser Erlöser die Pfeile in sich aufnahm und schön blieb in seinem eigenen Leiden!“

Alphons sagte in dänischer Sprache zu Otto: „Wie schön war doch das gesprochen!“

„Ja,“ antwortete Otto gleichfalls in der Muttersprache und halblaut, „es ist schön; allein es ist gleichsam, als wenn sie mir damit eine Schlinge um den Kopf werfen wollten.“

Man richtete freundlich die Bitte an die Beiden, das so Gesprochene übersetzt zu bekommen, und indem Otto eine Entschuldigung machte, daß sie unhöflich gewesen und sich einer fremden Sprache bedient hatten, gestand er offen, was er gesagt.

Man wählte den Ausweg, es als eine Aeußerung zu nehmen, die zu kennen man weiter kein Recht

habe. Nur schien es Otto, als zeigte sich gleichsam ein Lächeln um die Augenwinkel des Wirths Pater Benedict; allein ob dieses Lächeln Unwillen oder Beifall hieß, vermochte er nicht zu entscheiden.

Pater Dauw wandte sich auf's Neue an Otto mit der Bemerkung, daß es ihm schiene, als liege ein Verkennen der katholischen Beichte einer seiner früheren Aeußerungen zu Grunde.

„Unsere Kirche," sagte er, „fordert, daß das Leben sein Ziel im Ethischen habe; sie verzeiht eine unethische Handlung, sofern die Persönlichkeit nicht ganz bei derselben betheiligt war. Sie tröstet die Sündvollen und Reuigen und giebt sie dem Leben zurück, und sie kann es thun, weil sie die Autorität dazu von unserm Herrn und Erlöser selbst hat. Diese Autorität hat sich ununterbrochen vererbt, das fühlen wir Alle, und fühlen es mit Sicherheit; allein eine solche Sicherheit ist nicht im Protestantismus vorhanden. Der Protestant muß sein Leben und seine Sünden als einen Höcker tragen, der Katholik trägt sie einfach als ein Ränzel. Deßhalb ist es auch nur im Protestantismus möglich, daß Systeme auftauchen können, welche beabsichtigen, die Sinne in ihr sogenanntes Recht einzusetzen ...."

„Ich bitte um Verzeihung, derartige Systeme,

z. B. der Fourierismus, stammen ja gerade von Katholiken her ...."

„Ja, dann sind es schlechte Katholiken."

Otto fühlte sich nicht durch diese Art und Weise des Disputirens befriedigt, und es wurde ihm außerdem klar, daß eigentlich keine Discussion statthabe; denn Pater Dauw ging von Dem aus, was er gerade hätte beweisen sollen, nämlich das Recht und die Unfehlbarkeit seiner heiligen Kirche. Otto fühlte, daß Jeder nur sein Zeugniß abgebe, und er gab nach Kräften das seinige. Er sagte: „Es liegt in der Beichte eine Schwäche und Unfreiheit, die mir unleidlich vorkommen. Wenn ich Jemandem beichten müßte, ich würde ihn hassen müssen."

Der Mönch am Fenster wandte sich ihnen zu, blickte Otto scharf an und sagte: „Und ich verkündige Dir, daß Du Dich einst nach der Beichte sehnen wirst, als nach einer Wohlthat, als nach kühlendem Thau und labendem Tranke! Betet für ihn, damit er nicht vergebliche Sehnsucht empfinde!"

Fra Jacobeo kehrte sich wieder dem Fenster zu, dem Anscheine nach im stillen Gebet.

Pater Dauw sagte: „An meiner Fürbitte soll es nicht fehlen. Allein ich muß Ihnen doch erzählen, daß ein ähnliches Wort mir einst von einem jungen Manne in Köln gesagt wurde, den ich vorbereitete.

Die Beichte machte ihm Bedenklichkeiten, er war sehr nahe daran, sich wieder dem Protestantismus zuzuwenden. Da nahm ich ihn eines Abends mit auf einen Spaziergang am Ufer des Rheins. Wir sprachen von unserer Jugend und er gerieth auf sein Universitätsleben in Bonn, erzählte seine tollen Streiche und seine Abenteuer und vertraute mir zuletzt ein sehr schlimmes an, das er dort mit einem Mädchen gehabt hatte. Als er geendigt hatte, sagte ich: Nun also, das wäre überwunden, was brauchen wir dieses heute Abend im Beichtstuhle zu wiederholen! Er war ein wenig überrascht, allein er that, wie ich sagte, und damit war Alles in Ordnung. Wie viele Protestanten streifen nicht auf Spaziergängen umher oder sitzen in Wirthshäusern und beichten einander gegenseitig, aber in der lüderlichsten Form, sind dabei der Verschwiegenheit nicht versichert und erhalten keine Absolution der Sünde!"

„O ja, solche Protestanten!"

„Ja, sehen Sie! Vorher machten Sie eine unwillige Miene, als ich die schlechten Katholiken desavouirte."

Das war nun wieder ein ganz handgreiflicher Sophismus, den Otto gründlich darlegen wollte; allein Pater Dauw fuhr fort in seiner Erzählung:

„Derselbe junge Mann, entsinne ich mich, hatte

auch Vieles gegen die Anrufung der Heiligen. Er glaubte, daß wir die Heiligen anbeteten. Allein die Sache ist die, daß unsere heilige Kirche ebensowenig vorschreibt, daß wir sie anbeten, als daß wir sie anrufen sollen, sondern sie verbietet nur die Aeußerung irgend eines Zweifels, daß es gut und nützlich sei, ihre Fürbitte anzuflehen. Wenn man an die persönliche Unsterblichkeit und an die Gemeinde der Heiligen bei Gott glaubt, so sehe ich nicht ein, warum man nicht auch glauben sollte, daß die Heiligen Gebete von der Erde, woselbst sie gelebt und thätig gewesen sind, vernehmen können. Und wie oft empfindet man nicht, daß man nicht lebendig und stark genug ist, Gott selbst anzureden, sondern daß man erhoben wird, indem man Diejenigen anruft, welche vorgeleuchtet haben durch erhabenes Beispiel! Da ist z. B. St. Aloysius, welcher sich hier auf Erden durch sein reines Leben auszeichnete. Ist es nicht löblich, daß junge Leute ihn anrufen und ihre Gedanken auf ihn richten und auf das, was er einst hier ausgerichtet hat? Der junge Mann, von dem ich sprach, wurde ein eifriges Mitglied des St. Aloysius-Vereins, welchen ich stiftete. Und was soll ich mehr sagen! welch' anderes Zeugniß wäre nöthig! Wir, die wir hier zugegen sind, sind fast Alle bekehrt. Ich bin im Lutherthum geboren, Pater Hahn's

Familie ist reformirt, Fra Jacobeo ist ein Jude und unser ehrwürdiger Wirth gehört ursprünglich der griechischen Kirche an. Was bezeugt dieses nicht?"

„Ja, erlauben Sie mir," antwortete Otto, „was bezeugt das?"

„Nun?"

„Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn mein Gleichniß ein dreistes ist, allein der Muhamedanismus bildet ja seine besten Truppen, die Janitscharen, aus christlichen Jünglingen, die entführt und in dem Islamismus erzogen werden."

„Wir müssen uns noch ein ander Mal sprechen," sagte Pater Dauw und reichte Otto die Hand zum Abschiede; Pater Hahn that desgleichen. Um die Augenwinkel Pater Benedicts schwebte wieder das feine Lächeln; Fra Jacobeo stand unbeweglich am Fenster und kehrte ihnen den Rücken. Es war nicht zu verkennen, daß er ein Anliegen an Pater Benedict hatte, und Otto und Alphons verabschiedeten sich gleichfalls.

Viertes Kapitel.

In dem Thale, welches unweit Maria Maggiore liegt, steht ein vereinzelter Maulbeerbaum und ladet mit seiner großen Krone und seinem dichtverschlungenen Geäste zur Rast auf der rohen Bank ein, welche unter ihm angebracht ist.

Dort saßen Otto und Alphons eines Tages und hatten die ganze übrige Welt vergessen, indem Alphons Otto vermocht hatte, ihm aus der Geschichte Roms Etwas zu erzählen und auf dem Tische mit Bleistift die Orte zu bezeichnen, die er berührte.

Otto zeichnete die Contouren der Mauern, zeigte, wo dieselben gestürmt worden waren, schilderte die Kämpfe, wie sie muthmaßlich stattgefunden, gerieth auch auf die einzelnen großen Männer der verschiedenen Zeiten, und machte Alphons staunen durch den

Verein von historischer Genauigkeit und poetischer Karft, womit er Alles belebte.

„Aber, wie vermagst Du sie so zu kennen, sie so zu schildern?“ rief Alfons.

Otto antwortete: „Wahrscheinlich, weil wir verwandt sind.“

Alphons bemerkte freundlich nickend: „Entsinnst Du Dich noch, als Du sagtest, Du sei'st mit Schiött verwandt?“

„Ja, damals!“ antwortete Otto. „Hier kann man mittelst Wahlverwandtschaft in die höchsten Familien adoptirt werden.“

In diesem Augenblicke stand Fra Jacobeo vor ihnen und frug, was sie so lebhaft beschäftigt habe. Nachdem man ihm die letzte Aeußerung übersetzt hatte, rief er: „Ja, man kann hier in die höchste Familie adoptirt werden, in die eigene Familie Gottes! Wir Alle müssen uns von dem Naturstamme abtrennen und auf den Baum des Lebens pfropfen lassen!“

Ein junges schönes Mädchen aus der arbeitenden Klasse, die silberne Nadel in dem reichen rabenschwarzen Haar, war ihnen gefolgt und unterließ nicht, sich vor ihnen zu verbeugen. — „Was willst Du, Mädchen?“ rief er. — „Ah, bist Du es, Matthea! Weßhalb streichst Du hier auf der Straße herum?“

Sie antwortete: „Philippo hat meine Schwester geschlagen.“

„Weßhalb?“

„Weil er eifersüchtig ist.“

„Ach so, und dann?“

„Dann warf ich ihm meinen Schuh an den Kopf — mir war nichts Anderes zur Hand, und darauf jagte er mich zum Hause hinaus.“

„Und dann?“

„Nun, deßhalb gehe ich hier. Ich mußte doch nicht nach Hause gehen zu den fremden Signori?“

„Mädchen, Mädchen! Treibe keinen Scherz mit dem Teufel. Er ist stets dicht hinter Dir; er streckt sich über Deinen Kopf heraus und blickt Dich verlangend an.“

Sie wandte sich entsetzt nach allen Seiten hin.

„Geh' nach Hause, Matthea, und sage Philippo, er solle zu mir in's Kloster eine Stunde vor dem Ave kommen.“

„Heiliger Vater! Wenn nur nicht der Teufel meine Hand berührt hat; mir schien, ich verspürte so Etwas. Legt Eure Hand auf meinen Kopf und gebt mir Euern Segen!“

Er sprach mit einer Stimme, die so weich war, daß sie wie Musik klang: „Den Segen gebe ich Euch, daß Ihr wissen sollt, wie Ihr gesegnet seid. Ihr

entsetzt Euch, wenn Ihr Salz verschüttet und darauf tretet, und Ihr tretet auf einander selbst. Sind denn ein Weib und ein Schwager nicht eine größere Gabe Gottes als Salz? Gehe nach Hause, Matthea, und gedenke dieses! Verschütte das Salz nicht!"

Als Matthea sich entfernt hatte, blieb Fra Jacobeo eine Weile mit verschlossenen Augen stehen, gleichsam versenkt in die Bilder des Glücks, welches Andere hatten, aber nicht anerkannten. Plötzlich fuhr er auf und rief entsetzt: „Betet!" — Er eilte so schnell dahin, daß Otto und Alphons ihm nur mühsam zu folgen vermochten, und schlug den Weg nach der alten Kirche San Prasseda ein. Dort eilte er nach dem Altar und warf sich knieend und mit einer solchen Gewalt nieder, daß es in der Kirche widerhallte.

Otto und Alphons wußten nicht, sollten sie sich entfernen, oder sollten sie bleiben; allein nachdem sie eine Weile gezögert, lenkte sich ihre Aufmerksamkeit auf die Heilige, die sie vordem für eine Dame angesehen, die mitten auf dem Kirchenboden knieete. Indem sie die Gestalt genauer betrachteten, entdeckten sie nun, daß dieselbe von Stein oder Holz sei, mit einem blau gemalten Gewande, und daß sie etwas Rothes zwischen den Händen hielt. Dieses Rothe stellte vor, wie die Heilige das Blut der Märtyrer

in einem Schwamm aufgefangen und den Schwamm in eine Schaale ausdrückte.

Die Gestalt machte einen unangenehmen Eindruck auf Beide.

Fra Jacobeo hatte sein Gebet beendigt und kehrte vom Altare zurück mit einem Ausdrucke fieberhafter Exstase, die aus seinen Augen sprach. Es lag klar am Tage, daß er auf's Neue durch Aufbieten der glühendsten Andacht und geheimer Seelenkräfte einen großen Sieg erkämpft hatte und von der Erde hinweggetragen war.

Man hätte glauben sollen, daß er mit einem einzigen Blicke entdeckte, was die Beiden gedacht und gesprochen von St. Prasseda, und indem er sich der Heiligen zuwandte und auf's Neue auf die Kniee fiel, rief er: „Ach, Du Heilige, deren Fürbitte ich in diesem Augenblicke so kräftig empfunden habe! Ach, Du Selige! die Du das Blut der Märtyrer auffängst! Ach, Du herrliche, hehre, strenge Jungfrau! die Du selbst durch den Märtyrertod zum Throne Gottes hinaufstiegst! Vergieb, wenn profane Blicke Dein Bild schauen und nicht Dich selbst zu erblicken vermögen! Ach, ich sehe Dich dort sitzen, und Alle, deren Blut Du aufgefangen hast, um Dich, Deinen liebevollen Blick einsaugen, Deinen warmen Athem einziehen, den Duft Deines schönen Haares einathmen,

den Saum Deines himmelblauen Gewandes berühren, auf welches Gott — ein Zeichen Deiner Reinheit — die herrlichsten Sterne des Himmels gesäet hat. O heiliges Blut, welches von Deinen Händen träufelt! Heilige Jungfrau, würdige mich eines Zeichens, wenn Du mich empfangen willst!... Zurück! zieht Euch zurück!... Sie drückt den Schwamm aus! Das Blut träufelt!... Ein, zwei..."

Er begann zu zählen, als wenn er Blutstropfen fallen sähe, und selbst Otto ward schwindelig, er glaubte fast, er sähe die Heilige sich bewegen.

Fra Jacobeo fuhr fort im Zählen, bis er Zehn erreichte.

„In zehn Wochen!" sprach er darauf mit stillem Jubel, erhob sich und schritt aus der Kirche, ohne die Beiden eines Blickes zu würdigen.

Wiederholte Zusammenkünfte mit den Jesuiten waren von ungemischter Natur.

Pater Dauw war unermüdlich im Erzählen kleiner Geschichten von den Personen, die er bekehrt hatte, mit denselben stets eine anziehende Erklärung des Katholicismus verknüpfend. In solcher Weise trug er die Messe vor, erklärte alle Ceremonieen, schaltete Geschichten von den Märtyrern und

Kirchenvätern ein, lieh jedem Einwande sein Ohr, nahm keinen Ausbruch übel, sondern rief eher dergleichen hervor, indem er mit seinem psychologischen Blicke darauf Rechnung machte, daß Otto nach jeder rücksichtslosen Aeußerung, in seinem Innern dieselbe bereuen und dem Angegriffenen um so mehr entgegenkommen würde.

So verweilte Otto einmal bei der ästhetischen Unschönheit des Katholicismus. Er sprach nicht von Santa Prasseda, sondern von einem Bilde in der Sakristei der Kirche Santa Aquare in der Piazza Navona, eine Hinrichtung vorstellend, wo der Blutstrahl auf die Beschauer sich zu ergießen scheint; so auch von verschiedenen ausgeschmückten Madonnen mit Dolchen in der Brust oder mit flammenden Herzen.

Pater Dauw sagte: „Das ist kein Fehler des Katholicismus, sondern der Künstler."

Allein Otto war der Meinung, dieses liege viel tiefer und gehöre dem katholischen Bewußtsein an. Er führte an, daß Dante in der vita nuova träumte, daß der Herr Beatricen in seinen Armen hält und ihr in dieser Stellung das brennende Herz Dante's zu essen giebt, welches sie auch verzehrt.

„Ja, allerdings ist dies katholisch," sagte Pater Dauw, „unsere heilige Messe ist ja ein Essen Christi, und dieses macht den Traum Dante's erhaben-schön."

Als er aber gewahr wurde, welch' einen unheimlichen Eindruck seine Worte auf Alphons machten, dessen Denkweise noch dem Judenthume verwandt war, fuhr er fort: — „Doch, ich will eine Poesie nicht vertheidigen, die so viele Jahrhunderte alt ist; in dem Katholicismus der Gegenwart werden Sie keine Spur von dergleichen nachweisen können — aber jedenfalls geniren Sie sich nicht, sprechen wir uns frei aus."

„Wenn dem wirklich so ist," nahm Otto das Wort, „so möchte ich sagen, daß dem katholischen Style eine ganz eigenthümliche Salbung innewohnt, die dem protestantischen abgeht, und er scheint mir daher zu entstehen, daß man das Christuskind anzieht, küßt und liebkos't, den Saum des Gewandes der heiligen Jungfrau küßt, die heiligen Gefäße und Bücher umstellt, sie räuchert, sie küßt u. s. w. Diese liebkosende Sorgfalt geht in Gedanken und Rede über, und zuweilen vernimmt man gar im Style das Schmatzen."

„Das werden Sie denn doch nicht von Pascal und Bossuet sagen wollen?" frug Pater Dauw mit milder Stimme.

„Nein," antwortete Otto mit einer Stimme, die Abbitte that, „das ist wahr."

Bei sich dachte er: „Ich muß weniger nachlässig

in der Wahl meiner Worte sein, ich muß mich bestreben, die burschikosen Manieren des Streitens los zu werden, sonst werde ich diese Leute nicht beherrschen können."

Pater Dauw sagte, als Otto sich entfernt hatte: „Dieser muß bezwungen werden!"

Pater Benedict besuchte einmal Otto. In dem Betragen dieses Mönchs war stets Etwas von der großen Welt, so daß Otto nicht irren konnte, wenn er seinen Besuch nicht anders ansah, als einen Gegenbesuch, den er höflich als Erwiderung that.

Das Gespräch, welches Pater Benedict führte, war gleichfalls ganz verschieden von dem der Jesuiten und des Fra Jacobeo. Er äußerte Nichts von Religion, sondern brachte allgemeine Angelegenheiten auf die Bahn, beurtheilte als Kenner einige kleine Kunstsachen, die Otto gekauft hatte, führte das Gespräch auf geschichtliche Begebenheiten und erbot sich, Otto verschiedene seltene Werke zu leihen.

Es war sehr warmes Wetter, und Pater Benedict erbat sich ein Glas Wasser. Otto sagte: „Ehrwürdiger Vater, darf ich Ihnen nicht ein Glas Wein anbieten? Ich besitze eine Sorte mit heiligem Namen, nämlich: Lacrymae Christi."

Pater Benedict antwortete: „Sowohl Name

als Gehalt ist preiswerth; ich werde mit Vergnügen ein Glas trinken."

„Ein alter Ingenieur-Officier" — fügte Pater Benedict nach dem ersten Glase hinzu — „legt so leicht nicht den alten Adam ganz ab."

„Sind Sie Ingenieur-Officier gewesen?" rief Otto aus, indem er auf's Neue die Gläser füllte.

„Ja wohl, wie ich sage," antwortete der Kapuziner, und da er bei Otto ein besonderes Interesse wahrnahm, erbot er sich sogleich, ihm Gelegenheit zu verschaffen, bei einigen Schießübungen und Maneuvers anwesend zu sein, die man in der Campagna anstellte, was Otto auch annahm, indem er dachte: „Das verpflichtet denn doch nicht zu der Kirche."

Nach einiger Zeit sagte Pater Benedict: „Mein junger Freund, ich bin jetzt so oft Ihr Gast gewesen; erzeigen Sie mir das Vergnügen und seien Sie auch ein Mal der meinige, speisen Sie auf den Abend mit mir — nicht im Kloster, sondern bei Falcone, Sie wissen doch wo? in der Nähe der Piazza di St. Eustachio. Sie fragen nur nach mir und man wird Sie in ein besonderes Zimmer geleiten."

Otto war sehr erstaunt bei dieser Einladung, und wurde es noch mehr, als er Pater Benedict allein in weltgeistlichem Anzuge erblickte, in weißem Halstuche, schwarzer zugeknöpfter Weste, schwarzem

Röcke und Stiefeln, deren steife Schäfte über die Beinkleider gezogen waren.

Nachdem man gemeldet, daß der Tisch gedeckt sei, forderte er Otto in jovialer Weise auf, keine Complimente zu machen, und beeilte sich, zur Tafel zu gehen, ohne daß er jedoch einen Augenblick unterließ höflich und aufmerksam zu sein. Nach der Suppe schenkte er Velletriwein, welcher, wie Einige behaupten, der alte Falerner ist, leerte sein Glas und blickte einige Augenblicke vor sich hin mit allen Zeichen des Wohlbehagens einer kräftigen sinnlichen Natur.

Während dieses Theiles der Mahlzeit sprach Pater Benedict nur wenig und abgebrochen. Das, was gesagt wurde, bezog sich mehr auf die Gerichte; aber allmählig, nachdem der erste Appetit befriedigt war, nahm das Gespräch den Gang der guten Gesellschaft, d. h. es zog mehr und mehr das Geistige in den Kreis des Nothwendigen hinein. Das Gespräch wendete sich der Kochkunst der verschiedenen Nationen zu und blieb plötzlich bei Muhamed stehen, indem Pater Benedict mit allen Zeichen eines tiefen und ernsten Interesses Otto frug: „Können Sie begreifen, daß ein so großer Mann den Wein verbot?"

„Und Sie nennen ihn einen großen Mann!"

„Ja, gewiß! Hat er nicht verstanden, das Schwie-

rigste von Allem auszuführen: die Menschen, Millionen von Menschen dahin zu bringen, daß sie an einen unendlichen Genuß nach dem Tode glauben, so daß sie unverzagt das Leben auf's Spiel setzen?"

„Allerdings; aber die Größe eines Mannes ist doch davon abhängig, welche Wahrheit er zur Geltung bringt."

„Mein lieber junger Freund, es geschieht oft, daß man, indem man erörtert, was Andere hätten thun sollen, dahin geräth, Forderungen aufzustellen, die man in der Praxis nimmermehr an sich selbst oder seine vertrauten Freunde stellen würde. Dadurch entsteht ein poetischer oder traumhafter Zustand, der verhindert, ein wahrhaft practischer Mann zu sein."

Das machte Eindruck auf Otto, der sich stets selbst vorwarf, daß ein gewisser Hang zum Traum- oder Gefühlsleben ihn verhindere, das Leben vollständig mit Kraft und Freiheit zu ergreifen.

Er schwieg, und Pater Benedict fuhr fort:

„Man muß sich und Andern ein bestimmtes, erreichbares Ziel vorstecken, und das höchste Ziel ist: die Menschen zu beherrschen — das heißt, sie zu ihrem eigenen Besten zu leiten. Denn sehen Sie, die Menschen sind im Grunde sehr unglückliche Geschöpfe. Sie sind bei Weitem nicht so glücklich, wie das

Thier, welches sein Leben in immerwährendem sorglosem Genusse verbringt. Die Menschen sind eine entsetzliche Art von Thieren, sie würden einander gänzlich vernichten, wenn es nicht eine Macht gäbe, die ihnen Furcht und Hoffnung einflößte, ihnen Gesetz und Schranken setzte, und nach Umständen ihnen ihre Unseligkeit erleichterte, kurz: die Vormundschaft über sie übernähme und sie in solcher Weise einigermaßen leidlich von der Wiege bis zum Grabe beförderte."

Das war denn endlich Praxis, war ein Gedanke, welcher nicht in's Abstracte und Unbestimmte verlief, sondern das Leben wirklich erfaßte, und ein Mann, der durch seine Lebensstellung wirklich diesen Worten entsprach.

Mehr ein dunkles Gefühl als eine klare Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Worte ließ Otto gedankenvoll antworten: „Das ist wahr."

Pater Benedict bemerkte indeß, daß sie doch nur halb einig waren, und fuhr fort:

„Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß Männer von tiefer Religiosität und heißem Gefühl, wie unser Freund Fra Jacobeo, nicht im höchsten Grade achtungswürdig und nothwendig seien. Das ist nun einmal ihre Natur, ihr Organismus, ihre Art und Weise zu sein, wie die Instrumente in dem

unermeßlichen Orchester, welches wir die Kirche nennen, die heilige Kirche. ..."

Und Pater Benedict bekreuzte sich unwillkürlich.

Otto hatte geglaubt, kalt und beobachtend zu scheinen; allein seine Augen hatten von Intelligenz und Gemüthsbewegung geleuchtet, wogegen die letzten Worte von der Kirche wie Wasser auf glühende Kohlen waren. Der Pater las in seiner Seele wie in einem offenen Buche.

Pater Benedict fuhr fort: „Sie sind auf der obersten Gallerie der Kuppel der Peterskirche gewesen? — Nun, dann haben Sie auch gesehen, wie die Statuen der Apostel von innen sich schief ausnehmen. Allein unten, vom Hochaltare gesehen, scheinen sie im Kreise zu stehen und den Himmel zu bilden. Ganz so ist es mit unserer heiligen, allgemeinen Kirche. Dieselbe muß vom Centrum aus, nicht von der Gallerie gesehen werden. Sehen Sie, hier ist ein Patent, unterzeichnet von unserem heiligen Vater. Dasselbe eröffnet mir in Italien, Frankreich, Deutschland und Ungarn Eingang in sämmtliche Klöster. Wenn ich ankomme, stehen Mönche und Nonnen in Reihen an beiden Seiten meines Weges innerhalb der Klosterpforte, wie Soldaten en haie vor einem Fürsten. Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft sind die Priester der ganzen

Umgegend, gleich den Beamteten um einen König, anwesend. Nach einer andern halben Stunde weiß ich jedes einigermaßen bedeutende Familiengeheimniß der Gegend; Ein Wort von mir entscheidet über Glück und Unglück; eine Eiche hat lange gestanden — sie fällt jetzt plötzlich, einer wildwachsenden Blume gleich, vor dem Stecken eines Kindes. Ich begebe mich in's nächste Land, wo man eine ganz andere Sprache spricht. Dieselbe Scene, dieselbe Macht. Der weltliche König wird innerhalb der Grenzen seines Reiches gehalten, ich nicht. Seine Unterthanen stoßen auf Gegner, vielleicht auf Feinde, im nächsten Lande, ich nicht; ich bin stets unter Freunden, befinde mich stets in meinem Heere, unter unseren Fahnen, und es giebt kaum einen einzigen Soldaten, den nicht bei dem Anblicke dieses Papieres vom heiligen Vater, Begeisterung, Andacht oder ein anderes Gefühl ergreift und den ich nicht sogleich durch einige gut gewählte Worte zu einer lebensgefährlichen That entsenden kann. Wo in aller Welt finden Sie eine solche Fürstengewalt? Und bedenken Sie wohl, daß ich ein ganz geringer Diener und doch größer als irgend ein König bin. Ein König, der ist in der That eine höchst unbedeutende Person! Ist er auch Etwas durch seine Macht, so kann er sich derselben doch nicht entledigen. Mag er sein, wo er

will, er bleibt die Majestät, der Mittelpunkt alles Ehrgeizes, jeder Habsucht, und bekommt selten oder nie ein aufrichtiges Wort zu hören. Ich begebe mich in die Häuser, und sogleich eröffnen sich mir die innersten Geheimnisse; man vertraut mir das Theuerste, was man hat, seine Schuld und seine Sünde. Mir eröffnet man sein Herz bis in die geheimsten Falten, die geringste Unwahrheit hat nicht allein die Verdammniß zur Folge, sondern macht auch das ganze Bekenntniß unnütz; man fühlt gerade selbst das Bedürfniß der minutiösesten Aufrichtigkeit, Männer und Weiber, Frauen und junge Mädchen, das Schönste und Herrlichste, was die Welt hervorbringt, kommt herbei und giebt seine Seele vertrauensvoll mir anheim, sucht Trost und Beruhigung bei mir und läßt sich an meiner Hand sanft zur Seligkeit führen. — Nun, mein Freund! wenn Sie nun Antheil an diesem Ganzen, Großen, ewig Giltigen bekommen könnten?"

Otto war im höchsten Grade ergriffen und angesprochen. Dort war ja ein Halt, dort war ja Größe. Er befand sich wie in einer Capelle, wo eine geheimnißvolle und doch klare und freie Weisheit den Eingeweihten mitgetheilt wurde, und wo ein wunderbarer gedämpfter Gesang sich zu entfalten bestrebte. War es der Himmel oder die Hölle,

welche sangen? Er vermochte das nicht zu unterscheiden, allein es war gleichsam als zwischen Beiden schwebend.

„Aber, es singt ja in der That!“ rief er aus und lauschte. „Was ist doch das?“

In diesem Augenblicke scholl der Laut stärker, als wenn ein feierlicher Zug auf dem Platze aufzöge. Beide, er und Pater Benedict, traten an's Fenster, und es zeigte sich, daß aus einer Seitengasse ein Zug heranströmte. Die Nacht erhellte sich durch Wachskerzen, welche eine Bahre umgaben, die mit weißen und rothen Teppichen bedeckt war. Der Bahre voran schritten acht Chorknaben, und hinter ihr ein langer Zug von Männern, paarweise, in hellgrauen Kutten, die Kapuze über das Gesicht herabgezogen und ein rothes Kreuz an der Brust und dem Gesicht, Alle mit Kerzen und mit gedämpfter Stimme einen der schönen Todespsalmen der katholischen Kirche singend. In diesem Augenblicke öffneten sich dem Zuge das Gitter- und die Hauptthore der Kirche Santo Eustachio. Man erblickte den Hauptaltar von unzähligen Lichtern strahlend, als sei es der Himmel selbst, der sich den Ankommenden aufschließe, und ein mächtiger feierlicher Gesang tiefer Männerstimmen begann, während der Zug draußen, seinen gedämpften Klaggesang fortsetzend,

langsam hineinzog und die Kirche mit noch mehr Lichtglanz erfüllte.

Pater Benedict sagte: „Und so nehmen wir uns selbst des Todes an!"

Otto traten die Thränen in die Augen und netzten seine Wangen.

Doch kaum war dieses geschehen, der Tribut an Poesie und Gefühl entrichtet, als auch das Ringen des Gemüthes nach Wahrheit, That, Herrschaft, Männlichkeit sich wieder geltend machte. Er glaubte nicht so vollständig und kindlich an das, was er sah, daß es ein Mittel in der Hand eines Andern sein könne. Er vernahm, daß die Persönlichkeit das Mittel zu einem ungeheuren Wirken sei, und er selbst wollte die Persönlichkeit sein. In diesem Vereine von Begeisterung und Willenskraft, mit einem außerordentlichen Gefühle davon, daß er hier anfassen und das Leben einsetzen könne, um vollständig zu leben bis in's Unermeßliche, wandte er sich an den Pater, um das Anerbieten anzunehmen.

Pater Benedict begriff ihn sofort und verstand vollkommen den Ausdruck seines Antlitzes. Er wollte wohl Otto haben, allein bezwungen; er wollte nicht ganz wie mit einem seines Gleichen mit ihm verhandeln; er wollte, daß Otto in ganz anderer Weise

kommen sollte und Aufnahme wünschen oder erbitten, und deßhalb sagte er auch:

„Nun, ich sehe, Sie brauchen Zeit zur Ueberlegung; nehmen Sie sich einige Bedenkzeit. Ich glaube, Sie werden Einer der Unsrigen sein.“ —

Der Winterabend war so mild wie ein Frühlingsabend des hohen Nordens. Der Mond stand am Himmel und beschien die Hälfte der Straße, durch welche Otto schritt, während die andere Hälfte im Dunkel lag und er von der dunkeln Seite aus den Sternenschimmer am Himmel sah, sowie den wunderbar weichen, warmen Ton, den der Schein über die Häuser goß, sie in feenhafte Paläste verwandelnd.

An einer Straßenecke in der Nähe seiner Wohnung brannte vor einem Madonnenbilde eine Laterne, und das rothe kleine Licht sah aus, als wenn es dort mit stillem, andächtigem Bewußtsein hinge. Wie ganz verschieden war es von dem heidnischen hellen Mondscheine! An der andern Seite sprudelte eine Fontaine aus der Mauer hervor; der Strahl nahm sich wie flimmerndes Silber aus, wie etwas Lebendiges; das stille Geplätscher war der einzige Laut in der breiten, leeren Gasse, und jedem Laute

lauschte man unwillkürlich, als sei es möglich, denselben in Worte zu übersetzen. Eine kleine Strecke weiter konnte er über eine Mauer in einen Garten mit Orangenbäumen hineinschauen, und es war ihm, als erblicke er dort in dem grünen silberglänzenden Laube die rothe schwellende Frucht. Zu gleicher Zeit vernahm er entfernt in einer Quergasse Citherspiel.

Nie fühlt man sich so verlassen, als wenn man Andere mit Vertrauen rufen hört. Hier schien es ihm, als kenne er den Ort: es war das Land seiner Träume; die Serenade, die gesungen ward, war jene des dänischen Dichters:

„Komm' hinab in uns're Vigne,
Wo der Wein sich rankt. —“

Hier war die Vigne! Sein Schicksal wuchs mit seinen Jahren, Alles wurde größer, mächtiger, schöner, blieb aber doch in der Hauptsache dasselbe. Wer antwortete, wenn er sang und rief? An wen konnte er wohl seinen Gesang richten? Tag für Tag arbeitete er sich von dem Sehnen hinweg, erstrebte er die ferne blaue Blume, die ihm in diesem Augenblicke eine welke Gespensterblume schien, mit der warmen Verheißung von Lebenslust des Augenblickes.

Er hatte Rom als eine heilige Stadt betrachtet, wo er zu einem neuen und höheren Leben wiederge-

boren würde, und sie war doch nur eine weltliche Sammlung von Häusern, in welchen die gewöhnlichen menschlichen Leidenschaften haus'ten. „Ich Narr!“ rief er. „Man geht herum und trägt diese Ewigkeit in sich! Könnte man wenigstens einen Brocken derselben losschlagen, um den Augenblick dafür einzutauschen! . . . . . Hm, ich Narr, damals, dort oben vor dem Apoll!“

Als er in sein Zimmer trat, erblickte er die Wirthin vor der Lampe stehen, damit beschäftigt, sie anzuzünden; das eine Licht war angezündet, aber ihre Hand zitterte dermaßen, daß sie das andere nicht zum Brennen bringen konnte. Als er ihr näher trat, war es, als sei durch ein Wunderwerk die Marmorstatue lebendig geworden; über ihren Wangen lag eine leichte Röthe, und nachdem sie ihn mit einem kurzen hastigen Blicke angeschaut, fielen die Augenlieder mit den langen Wimpern tief herab, während sie selbst unbeweglich stehen blieb; auch ihr Anzug war ein anderer; anstatt des schwarzen, abgetragenen, steifen Atlaskleides trug sie ein weißes Gewand, und ihm schien die Marmorgestalt zu athmen. Er legte seinen Arm um dieselbe — die Flamme verlosch.

. . . .

„Du mußt wissen,“ sprach sie heftig weinend

und mit allen Zeichen der Zerknirschung, „daß mein Beichtvater von Dir gesprochen und gesagt hatte, daß Deine Bekehrung von Wichtigkeit sei. Ich war in Dein Zimmer getreten, um ein Medaillon, welches vom heiligen Vater selbst geweiht ist, unter Dein Kopfkissen zu legen; das hatte mein Beichtvater mir gerathen . . . . . ach! Hier ist das Medaillon!" rief sie, sich selbst unterbrechend, und küßte dasselbe leidenschaftlich. — „Aber kaum hatte ich es hingelegt, so hörte ich Dich kommen und wollte mein Vorhaben verbergen, indem ich Deine Lampe anzündete, und mir war so angst, und da, inmitten meiner Angst, trat der Teufel an mich heran, hielt mir Deine Gestalt vor wie in einem Spiegel, und machte die Luft um mich heiß . . . . . Oh, ich Sünderin! Die Engel im Himmel ringen die Hände über mich! Doch wenn ich Deine Seele rette, wird es Gott wohlgefällig sein und ich werde einst Gnade finden! . . . Du mußt Messen für mich lesen lassen . . . ach, Du bist ärger als ein ungläubiger Türke, Du glaubst gar nicht . . . ich will Dich nie wieder sehen; ich will Buße thun in Sack und Asche; ich will Dich meiden, wie die Brut der Hölle, wie des Teufels Fleisch und Blut! Weiche von mir! Verflucht sei der Versucher! Der Herr sei mir Unseliger gnädig!"

Mit solchen Ausbrüchen verließ sie ihn, schob

Meubles vor die Thür, die zu ihm hineinführte, und war wieder einige Zeit die kalte marmorne, fanatische Bußfertige . . . . um wieder nach einer Weile von vorn anzufangen.

Aus dem Ausdrucke, welchen zuweilen sein Antlitz zeigte, erkannte sie annäherungsweise sein unruhiges, schmerzliches Ringen nach Thätigkeit und Ruhm, oder setzte wenigstens voraus, daß der Ehrgeiz die Seite sei, von der er angegriffen und gewonnen werden müsse. Von nun an stand sie von directen Aufforderungen ab und erzählte gleichsam zufällig Anecdoten von Päpsten und großen Prälaten, namentlich mit Rücksicht auf deren unbekannte oder arme Herkunft und die Herrlichkeit, zu welcher sie sich emporgeschwungen hatten. Zuweilen, wenn sie in anderer Gemüthsstimmung war, erwähnte sie auch, daß nicht gerade Viele das ehrbarste Leben in ihrer Jugend geführt hatten, aber doch Heilige geworden waren. Dergleichen sprach sie mit jener eigenen italienischen Frivolität, die nur eine tiefe Anerkennung der Naturmacht ist und sich den endlichen Sieg der Heiligkeit durch Beichte und Buße vorbehält. Aber in diesem sowie in ihrem ganzen Wesen, mochte sie nun kalt oder flammend sein, war ein Etwas, was im hohen Grade die Phantasie ergriff und so gleichsam Botschaft aus einer andern Welt,

als die beiden, welche den Menschen bekannt sind: Himmel und Hölle, brachte.

In einem Gespräche mit ihr deutete er ein Mal unwillkürlich entfernt an, daß ein Uebertritt zum Katholicismus denkbar sei. Da sprang sie empor, warf sich vor ihm nieder, umschlang seine Kniee, küßte seine Füße, preßte dieselben an ihre Brust und rief, daß dann Alles gut sein würde; alsdann würde sie ihm dienen wie eine Sclavin, und er würde den höchsten Ehrengipfel ersteigen, und sie denke nicht an sich; sie wolle gern in ein Kloster gehen, wenn sie ihn nur gerettet; Gott würde ihr das lohnen.

Otto schrieb an Schiött:

„In manchem Worte, welches Sie mir gesagt haben, ist etwas Schicksalschweres enthalten. Sie sprachen einst von Pygmalion und sagten etwa, daß das, was wir im Reiche der Ideen lieben, ein Mal Form erhalten müsse und in unserer Umarmung lebendig werden und uns lohnen. Dachten Sie wohl dabei, daß es jemals zur vollsten Wirklichkeit werden würde, daß eine Marmorstatue in meinen Armen Leben erhalten würde! Daß die Götter zum zweiten Male ein solches Wunderwerk thäten!"

. . . .

„Eine schöne Gabe der Götter ist gleichfalls

ein wildes Pferd, welches noch nicht Gehorsam gelernt hat, welches man aber endlich dahin bringt, daß man es an einem Seidenfaden führt. Ein solches Pferd wird wohl das gewesen sein, welches König Dietrich von Bern an dem Tage geritten, an welchem er so weit ritt, daß man ihn nimmer wieder erblickte; und seiner Rückkehr harrten indeß sehr viele Freunde und Diener.

„— — — Sie haben ein Mal gesagt: „Zum Leben gehört Glück.“ Und ein anderer großer Geist, Bettina, hat gesagt: „Mein Glück ist meine Heimath.“ — Auch ich glaube die Heimath und das Glück gefunden zu haben! Denn was ist das Glück wohl Anderes als die mächtige Kraft des Lebens, die Jugend, die an sich selbst genug hat!“

Es ist nicht wohlgethan, mit Feuer zu spielen. Während Otto glaubte, daß er seine Stellung überschaue und beherrsche, hatte jener Duft von Caprifolien und Liebe seine Sinne umfangen.

Es fiel ihm nicht so schwer, einen Glauben aufzugeben, den er nie gehabt, als einen anzunehmen, den er noch nicht hatte. Das war eine hohe Schranke. Er konnte zwar sagen: „Wenn man hoch steigt in dem Katholicismus, dann reicht man

ja an den eigentlichen Protestantismus hinan, an die freie Intelligenz, die über die Vorurtheile erhaben ist. Mag es sein, daß ich einige Zeit diene — was hindert, daß ich alsdann das Höchste erreiche; ja, ich kann — wer weiß was werden! Ein Hirtenknabe ist ja schon Papst geworden! Dieses ist die einzige Souverainität, die nicht von Geburt, sondern von Genie und Willen abhängt. Es ist durchaus keine Fieberphantasie, wenn ich sage: ein Fremdling selbst kann wenigstens Cardinal, einer der Herrscher Roms und Italiens werden. Das ist doch Etwas, wofür zu leben — oder zu sterben."

Doch jedes Mal, wenn er durch ein solches Raisonnement das Hinderniß entfernt hatte, erhob dasselbe sich wieder aus der Tiefe seiner Seele in der früheren Höhe.

Eines Tages war er im Casino der Deutschen bei einer Discussion zwischen preußischen Theologen und Künstlern zugegen, die ihn im hohen Grade interessirte. Die Discussion glich denjenigen, die er in der Heimath zwischen Bregning, Gram, Schiött und Hald gehört hatte; allein sie war umfassender und gedankenkräftiger. Er verhielt sich schweigend, um ungestört den stärkenden Luftzug aus dem Norden zu genießen.

Man sprach von der religiösen Malerei und von der Möglichkeit, in unserer Zeit religiöse Gemälde hervorzubringen, und Einer meinte, ohne Religion könne man ganz und gar nicht malen. Ein Anderer sagte, daß man, um sich im christlichen Sinne Religion zu erwerben und sich unter den Glauben zu beugen, erst geknickt werden müsse; nur als Invalid, mit verstümmelten Organen der Idealität, des Glückes und der Hoffnung, käme man so weit, und alsdann besäße man keine künstlerische Fertigkeit und Kraft mehr.

Diese Aeußerung traf Otto tief, denn sie enthielt eine Anschauung, auf die er schon sehr früh gekommen war, als er zu seiner Mutter sagte, die Bibel sei nur für alte Leute.

Der Redner war eine untersetzte, kräftige Figur und gefiel durch den ihm beiwohnenden Ausdruck von Gesundheit und künstlerischer Freiheit.

Seine Ansicht wurde bekämpft; man nannte große Namen, die im Dienste der Kirche gestanden, und der frühere Redner antwortete darauf:

„Ja, die christliche Kirche! Soll man sich derselben hingeben, den Verstand todtschlagen, in das Meer des Gefühls und des Glaubens versinken, so muß ich mir allerdings die Kirche ausbitten, die un-

beschränkt besiehlt, die Macht für sich ganz in Anspruch nimmt und die Tradition besitzt. Aber vor ihr bewahren mich alle guten Götter! Hätten wir die griechische Welt nicht wieder entdeckt, wir wären nie und nimmermehr aus der Barbarei des Mittelalters herausgekommen. Das Christenthum selbst hatte keine Kraft dazu. Wollten wir Christen sein und einander lieben, so würde jeder Fortschritt aufhören und Alles in einen communistischen Schlamm versinken."

Hierzu wurde nun wieder bemerkt, daß die Tradition dem Christenthume entbehrlich sei; man könne, was Menschenwerk sei, reformiren, wie Luther gethan, und noch weiter gehen. Es gäbe gewisse christliche Sätze, die man den Radicalen gegenüber nicht aufrecht erhalten könne, und man müsse sich deßhalb über solche einigen, die unantastbar seien, und auf diese eine neue Kirche gründen. —

Bei diesem Geständnisse, daß man keinen unerschütterlichen Glauben besäße, daß man den Läugnern gegenüber sich nicht sicher fühle, daß man ohne Begeisterung, aber mit dem Verstande, neues Oel auf die Lampe der Menschheit gießen wolle, schien es Otto, als ob das katholische Rom draußen in riesenhaften Gestalten sich erhebe, die in den Himmel hinanwuchsen mit ihrer Forderung, daß man ganz

und gar glauben solle, weil sie im Besitze der Wahrheit seien und dieselbe ohne Unterbrechung von dem Augenblicke an bewahrt hätten, als der Stein vor dem Domine, quo vadis? schmolz. Dieß sei vielleicht nicht wahr; allein es war doch dort Einheit, Zusammenhalt, Ruhe. Und möge es sich nun verhalten, wie es wolle mit den ihm bekannten Geistlichen, Jesuiten und seiner Wirthin, so war doch bei diesen Wärme; stürbe man hier, so würde man nicht in die feuchte, kalte Erde gesenkt, sondern in sonnewarmen Boden, von welchem Keime hervorgehen konnten, wenn überhaupt das Keimen möglich sei.

Otto näherte sich dem Künstler, der der Freiheit das Wort geredet, und fand bei ihm ein schnelles Entgegenkommen. Derselbe lud ihn ein, mit ihm in sein Atelier zu kommen, und hier sah er kräftige Gestalten und große Entwürfe, nahm aber auch einen auffallenden Mangel an Schönheit der Farbe und Form, an idealer, hoher Einfachheit der Compositionen wahr.

Das war also die Freiheit!

Er begab sich nach Hause mit dem Entschlusse, jede andere Reflexion, als die, über Bord zu werfen, welche dazu gehörte, so viel Wissen wie irgend mög-

lich zu erhaschen, sich auf die Entscheidung, auf das Ziel vorzubereiten, zu welchem er von dem Strome getragen werden würde, in welchen ihn das Schicksal geschleudert hatte.

Ohne daß er es deutlich gewahr wurde, entwickelte sich allmählig ein Gefühl in ihm, als habe er eine Verpflichtung gegen die Kirche. Je mehr er in die Bedeutung der Ceremonieen eingeweiht ward und dieselben begriff, um so mehr sprachen sie ihn an, als eine Art Wissenschaft, als eine große und feine Symbolik, und er überraschte sich zuweilen dabei, daß er fast einen fanatischen Haß gegen Fremde fühlte, die in der Kirche standen und lächelten. Die Heiligen, deren Bilder er sah, schienen ihn von Gesang und Weihrauchwolken umwogt, mit einem geheimen Mitwissen anzublicken und Etwas auf ihn zu geben; ja, es war ihm zuweilen, als harrten sie blos eines Wortes von ihm, um lebendig zu werden und Wunder zu thun.

Mit einer Alles beherrschenden Macht lebte in seinem Innern der Glaube an das Glück, der Glaube, daß er ein Auserwählter sei, und daran, daß er mit irgend etwas Großem und Erhabenem verknüpft werden würde; hierein mischte sich das dämonisch Lockende bei Donna Agnes, die bei ihr abwechselnde

Leidenschaft, Zerknirschung und der Glaube, daß sie ein Werkzeug seiner Rettung sei; theils schien es ihm etwas Besonderes und unerklärlich Farbenreiches, theils etwas Vorübergehendes, was er erleben solle, um an Erfahrung und Macht zu wachsen.

Fünftes Kapitel.

Otto hatte sich in dem Grade seinen Stimmungen und Studien hingegeben, daß der Carneval ihm ein kindisches Vergnügen zu sein schien.

Er hatte die katholische Kirchengeschichte vor sich liegen, und der Genuß, bald tief in dieses Leben der Leidenschaft, der Hingebung und Klugheit zu blicken, sich bald zu Hause in der großen Welt zu finden, bald eine Gestalt zu finden, die unwillkürlich einen Platz in seinem „Jüngsten Tage" einnahm, war von einer so mächtigen Wirkung und erfüllte ihn dermaßen, daß er, als die Kanonen donnerten und den Zug der Senatoren verkündeten, dachte: Ach, die Narren! die Kinder!

Allein als die Stille wieder eintrat, als die Menschen so vollständig mit sich selbst beschäftigt

waren, daß sie ihn nicht einmal störten, las er mit weniger Ruhe. Durch die unermeßliche Stille war es ihm plötzlich, als vernehme er Musik in der Ferne, und wie durch einen Zauberschlag wähnte er Bergesluft zu wittern.

Er sagte sich nun selbst: Nach Rom kommen und hier wohnen, ohne den Carneval gesehen zu haben, welche Ungereimtheit! Nein, einen Augenblick muß man das doch mit ansehen. —

Er wandte das aufgeschlagene Buch um, wie man thut, wenn man gleich wieder fortfahren will, und begab sich hinaus.

Via Felice war dermaßen still, daß er deutlich das Plätschern des kleinen Springbrunnens an der Ecke hörte; die Februarsonne strahlte mild und warm, allein ihr Schein war gleichsam an die Häuser und das Straßenpflaster festgebannt; der Duft von Caprifolien strömte von einer sonnenwarmen Mauer über ihn herab. Die ganze obere Stadt schien ihm in den Vorhof eines Heiligthums umgestaltet. Er schritt die breite Treppe des spanischen Palastes herab; auch diese war still und öde; als er aber die via Condotti hinabblickte, entdeckte er eine weißgekleidete weibliche Gestalt, die über die Straße eilte und in ein Haus verschwand, und aus

der Ferne her strömte ihm ein Laut entgegen wie von Meereswellen. Sein Herz klopfte fast hörbar.

Da, wo die via Condotti vom Corso durchschnitten wird, stand über der ganzen breiten Straße ein dichter Haufen von Menschen, Männer und Weiber, alle in einfacher oder ärmlicher Tracht. Aber sie waren es, welche im Vorhofe mit aufgelesenen Blumen, Confetti oder mit Brot und Obst handelten. Als er durch diesen Haufen gedrungen war, zeigte sich nach beiden Seiten der Corso, nach beiden Seiten der Carneval in ihrer ganzen Herrlichkeit. In der Straße eine lachende, jubelnde, maskirte oder unmaskirte Menschenmenge, bald in dichten Haufen gedrängt, bald getrennt durch die Fuhrwerke, aus denen die Leute entweder zusahen oder durch Rufen und Lachen an dem Spiele Theil nahmen, Blumen werfend, eingehüllt von einem Regen von Blumen und Confetti; längs der Straße Reihen von Frauen, auf Stühlen und Gerüsten, auf Balcons, in Fenstern, die Häuser hinan, umgeben von den hellen vielfarbigen Teppichen, mit welchen die Häuser geschmückt waren.

In dem Grade war das Gelächter herzlich und fröhlich, so richtig begrenzt von der reichsten Lebenslust, die Menschenmenge so unermeßlich und unübersschaulich, daß man ergriffen und erhoben dabei, es

unwillkürlich so auffassen konnte, als wenn das Menschengeschlecht wieder zu Kindern geworden und der liebe Herrgott ihrem Spiele zuschaute. Ungeachtet des Fremdartigen und Plötzlichen war das Ganze so übereinstimmend mit der Natur Otto's, daß er sich wie zu Hause in etwas Altgewohntem, aber Neuentdecktem fühlte. Er hatte nur noch die Sorge, einer Dame eine Blume zuzuwerfen, namentlich eins der einfachen ganz kleinen Bouquets, die überall verkauft wurden. An einer Straßenecke stand eine Frau mit einem kleinen Strauche in einem Topfe, und an dem Strauche befand sich nur eine einzige, aber sehr schöne weiße Blume. Sie forderte einen Scudo für die Blume; die Römer lachten, als sie diesen Preis nennen hörten. „Worüber lacht Ihr?“ sagte die Frau; „das Glück eines Menschen wohnt vielleicht in dieser Blume.“

Otto kaufte die Blume; allein nun kam es darauf an, eine Dame zu der herrlichen Blume zu finden. Kleine und große Mädchen streckten die Hände nach der Blume aus, warfen ihm Confetti und Blumen zu und forderten sie im Ernst oder im Scherz und lachend; allein einen um so größeren Werth erhielt die Unbekannte, die sie haben sollte, und er verbarg sie endlich unter seinem Mantel.

Am andern Ende des Corso, nicht weit vom

Palazzo Venezia, lag ein alter Palast, welcher ganz unbewohnt und öde erschien. Keine Teppiche schmückten die grauen Mauern oder die starken eisernen Gatter, die gleich Schanzkörben um die Balcons standen. Selbst auf die Trottoirs vor dem Palaste erstreckte sich dieser Mangel, indem keine Stühle aufgestellt waren. Der feine Sinn des Südens wich scheu von dem Platze zurück, als sei derselbe kalt und der Freude abhold. — Hier stieß Otto plötzlich auf Alphons; dieser stand hier ganz allein, blaß und sehr traurig in seiner ganzen Erscheinung.

„Aber, Alphons!“ rief Otto, „weßhalb stehst Du hier als die Schildwache der Trauer inmitten der Freude? Weßhalb lässest Du den Schatten dieses Ortes auf Dich fallen?“

„Ich wollte, die Erde hier öffnete sich und bedeckte mich auf ewig!“

„Aber was fehlt Dir, Alphons?“

Nach einigem Zaudern erzählte Alphons, daß er die Absicht gehabt habe, gar nicht auf den Carneval zu gehen, wohl aber der Feierlichkeit auf dem Capitol beizuwohnen, und dorthin sei er denn auch gegangen.

„Nun ja, dorthin begab sich auch Scipio, den Göttern zu danken ... Bedenke das doch, Alphons, sei fröhlich, hier kann man sagen: „Ich bin auf

dem Capitol gewesen", und es ist denn vielleicht keine halbe Stunde her."

„Nein, viel länger ist es nicht her."

„Nun — aber was ist denn mit Dir geschehen? Sei gutes Muthes, Du wirst nichts Böses gethan haben, dessen bin ich überzeugt.... Nein, komm' jetzt mit mir und sage mir, was geschehen ist?"

„Weiter Nichts," antwortete Alphons widerstrebend, „als daß die Alten Juden aus dem Ghetto dort anlangten und knieend um Erlaubniß bitten mußten, noch ein Jahr hier sich aufhalten zu dürfen, wogegen sie die Kosten bei dem Pferde-Wettrennen zahlen wollten."

„Nun, und was noch weiter? Alte Formalität, die Nichts zu bedeuten hat."

„Nein, weiter Nichts, als daß die Menschen auf dem Wege zu diesen Festen den Fuß auf meinen Nacken gesetzt haben!..." antwortete Alphons in plötzlicher energischer Aufwallung... „O, wie allein und vereinsamt bin ich! Ich glaubte, ich sei den Christen so nahe, und jetzt befinde ich mich hundert Meilen von ihnen entfernt... Ich weiß nicht, wohin ich mich begeben soll; mir ist zu Muthe, als hätte ich keine Heimath mehr auf Erden... Es zog mich hier hinab, blos weil er gesagt hatte, ich sollte nicht hierher gehen, glaube ich... und dann dachte ich

ja auch, ich würde Dich wohl hier treffen. Doch Du wirst wohl nicht mit mir nach Hause gehen?"

„Ja, das will ich, aber laß mich vorerst diese Blume werfen."

„Wem zuwerfen?"

„Ja, das ist es eben, was ich nicht weiß. Meinem Schicksale!"

„Nun, dann könnte es lange dauern; ich will dann lieber allein gehen."

„Nein, Alphons, bleibe einen Augenblick. Siehst Du, dort kommen eine Menge Wagen, sie muß in einem derselben sein, Du könntest außerdem viel dazu beitragen, daß sie käme."

„Ich?"

„Ja, trällere blos eine Melodie. Dir selbst wird dies wohl thun, und vielleicht lockt Dein Gesang sie heran, oder ich werde in die rechte Stimmung versetzt, wie Cajus Gracchus bei dem griechischen Flötenspiel."

„Ich kann nicht, Otto."

„Nun, dann kann ich Gott Lob selbst! Ich beschwöre den hohen Norden herauf, daß er dabei sei bei der Entscheidung:

„Und als zum dritten Mal nun der gold'ne Würfel fiel,
Die Jungfrau hatt' verloren und er gewonnen Spiel!"

„Jetzt, Du holde Maid, jetzt werfe ich Runen!"

In diesem Augenblicke eilte ein Wagen daher; rücklings saß ein Herr mit Maske, ihm gegenüber zwei Damen, von welchen die eine im weißen Gewande, überaus geschmackvoll, eine Gestalt von unbeschreiblicher Anmuth; ein Gazeschleier fiel über das Gesicht herab, allein trotz dieser Verhüllung erblickte man zwei dunkle Augen, die in Lebenslust flammten.

Als Otto den Mantel zurückschlug und nach der Blume griff, erschrak sie und wollte sich seitwärts beugen, allein schon war die Blume zum Vorschein gekommen und eben so schnell beugte sie sich wieder vor — die Blume war glücklich geworfen, sie fiel ihr in den Schooß, und bevor sie dieselbe noch einfangen konnte, war auch der Wagen um die Straßenecke verschwunden, allein man sah deutlich, daß sie die Absicht hatte, ein Bouquet zur Erwiderung zurückzulassen.

„Welch' schöner Anblick das war!" sagte Alphons. „Wie Du doch stets Glück hast, Otto! ... Willst Du nun hier warten, bis sie möglicher Weise wieder kommt?"

„Nein, jetzt habe ich das Meinige gethan, mag das Schicksal das Seinige thun! Morgen ist wieder ein Tag. Komm, gehen wir jetzt!" — Und still für sich fügte er noch hinzu: „Mag das Schicksal selbst zeigen, ob ich Papst sein soll oder ...."

Er schob seinen Arm in Alphons' Arm und sprach:

„Komm', wir wollen nach St. Onofrio gehen, dort fand ja selbst Tasso Ruhe. Von dort wollen wir über die Berge hinausschauen und bestimmen, wo wir diesen Sommer auf dem Lande wohnen wollen, oder wohin wir segeln — denn die ganze Welt steht uns ja offen!"

Alphons antwortete nach einer Weile: „Ja, mir scheint, ich werde größer und es eröffne sich mir eine frische weite Aussicht, wenn ich so mit Dir einherschreite."

„Alphons," fuhr Otto fort, „ich frage nicht gern; allein irgend etwas ganz Besonderes muß Dir begegnet sein. In welcher Weise bist Du zuerst mit den Mönchen bekannt geworden? und was drückt Dich? Du, der sonst stets so zufrieden, so harmonisch war — denn das warst Du, und es ist am besten, Du vernimmst Dein Lob wieder, damit Du es verdienst."

Nach einigem Schweigen antwortete Alphons: „Von Florenz aus wurde ich dem Pater Benedict empfohlen."

„So? Von Florenz aus? Nun, der Dich empfahl, war jedenfalls ein Geistlicher?"

„Ja, es war der Beichtvater einer dortigen Familie.“

„Ein Beichtvater?“

„Ja.“

„Nun?“

„Ich will Dir Alles erzählen. Ich hatte von Kopenhagen aus ein Empfehlungsschreiben an einen Professor der Musik, und dieser hatte eine Tochter.“

„Und in die verliebtest Du Dich?“

„Nein! Aber sie empfand einige Güte für mich.“

„Die Auserwählte von den Göttern! War sie schön?“

„Du sollst sie sehen.“

„Wo?“

„Ich habe ihr Bild hier,“ sagte Alphons und griff an seine Brust; „doch laß uns warten, bis wir ganz allein sind; ich möchte nicht, daß ein Vorübergehender es erblickte.“

„Ich habe nie Jemand mit einem solchen musikalischen Sinne, wie sie besaß, gefunden,“ fuhr Alphons fort. „Jede ihrer Bewegungen war rhythmisch, jedes Wort, welches sie sprach, war Musik, jeder Blick ihrer Augen war wie eine süße Melodie.“

„Sage mir, Alphons, wie willst Du von einer Dame sprechen, wenn Du einmal wirklich verliebt wirst?“

„Das weiß ich wohl; vielleicht werde ich dann schweigen. Ich war nicht verliebt, weil es mir nie einfiel, daß wir uns angehören könnten. Als ich aber bemerkte, daß man es zu glauben begann, reis'te ich ab, und beim Abschiede gab der Beichtvater mir einen Auftrag und eine Empfehlung an Pater Benedict mit."

„Nun?"

„Und später brachte mir Pater Benedict ein Packet aus Florenz. In dem Packet lag das Portrait; jetzt kannst Du es sehen."

„Eine Nonne!" rief Otto. — „O Gott, wie schön ist sie! Und eine solche Madonna ist Deinetwegen in's Kloster gegangen!"

„Betrachtest Du das als etwas Großes, daß ein Mädchen durch Einen unglücklich geworden?"

„Nein . . . ja . . . ich weiß es nicht! Das größte Glück des Lebens ist, von etwas Schönem, Vollendetem geliebt zu werden — nicht der Liebe halber, sondern weil ein solches Wesen nur von irgend etwas Herrlichem in unserer Natur angesprochen werden kann. Sie fühlt es heraus, mag es nun zur That geworden sein oder nicht, und das ist Ersatz für Diejenigen, die nicht dahin gelangen, sich durch Thaten auszuzeichnen, obgleich ihre Seele die Anlage dazu hat. Das ist mein Glaube. Das Weib, welches

man gewinnt, ist das Abbild unserer Seele! Deßhalb gewannst Du diese Madonna! Hätte es ihr gefallen, sich in mich zu verlieben, so zu verlieben, daß sie meinethalben Nonne geworden wäre, so würde ich auch in's Kloster gegangen sein —"

Otto unterbrach sich plötzlich; er bekam plötzlich eine Vorstellung von dem Seelenzustande Alphons'.

„Oder," fuhr er fort, „ich hätte gethan wie Dante, der gelobte, daß kein Weib der Welt dermaßen besungen werden sollte, wie seine Beatrice — Mensch, nach dem Antlitze zu urtheilen, bist Du der größte Musiker der Welt! Hat nicht schon Schiött das prophezeiht? Denke Dir, daß er uns hier vor St. Onofrio erblickte — und dort liegt Rom! Und dort in der Ferne das Blaue sind die Sabinerberge! Und das Rothe, das Violette, das Goldfarbene droben in der Luft — dort lenkt Apoll seinen Sonnenwagen in die Heimath, jetzt werden die Thore des Himmels aufgethan, um ihn zu empfangen, und von dort strömt all' dieser Glanz und all' diese Farbe über die Welt! Aber so blicke doch dort hinauf!"

„Ich bin so traurig und so leer," sagte Alphons. „Ich weiß nicht, wie es zuging, daß ich von einer so unendlichen Sehnsucht nach ihr bewegt wurde, und es schien mir, daß ich ihr nahe sein würde, wenn ich ein recht stilles, frommes und freundliches

Kloster fände. Allein als ich jetzt auf dem Capitol ihre Landsleute sah, wie sie meinem Volke den Fuß auf den Nacken setzten, da schwand die Sehnsucht, und jetzt ist mir zu Muthe, als wenn ich eine Nebelwolke in der Brust, kein Herz hätte. Ich begreife gar nicht, weßhalb ich hier bin oder wo ich hin soll."

„Hättest Du doch unten auf dem Corso gesungen, wie ich that, so wäre wohl Einer gekommen und wäre in Dein Herz gefahren und hätte den Nebel daraus vertrieben."

„Wie kannst Du jetzt scherzen!"

„Es ist mein völliger Ernst, Alphons. (Wenn ich ihn nur zum Singen bringen könnte). Höre, Alphons, gedenkst Du noch Deiner Siegeshymne, die Du und Deine Schwester zu Hause auf unserem Kinderball sanget, und die Ihr eines Abends auch bei Deinem Großvater vortrugt? Es bedeutet stets Etwas, wenn sie gesungen wird — singe sie jetzt!"

„O, die!" sagte Alphons, und stimmte sie unwillkürlich an, als Otto die ersten Noten hören ließ.

Otto schaute hinein in die Pracht und die Gluth des Sonnenuntergangs und wehrte bei diesem Anblicke allen Gedanken, die sich bei Alphons' Gesange hervordrängen wollten. „Alles Andere soll abgestreift sein," sagte er zu sich selbst. Und während er sprach, wechselten die Farben, und die Nacht des Südens

zog am Himmel herauf. Aus aller Macht strebte seine Seele sich dagegen zu stemmen, daß der Glanz überholt werde, allein sie strengte sich vergeblich an. Plötzlich trat die Sonne zur Hälfte rothflammend hervor an dem äußersten blaßblauen Rande des Horizonts, und Alphons sang in diesem Augenblicke die Worte der wunderbaren Siegeshymne: „Pferde und Wagen begrub er in der Tiefe!" Und während diese Worte gesungen wurden, sank der letzte sichtbare Rand der Sonne, im letzten Augenblicke noch flimmernd als ein goldenrothes Gestirn. Zu gleicher Zeit vernahm Otto, daß man Alphons anredete.

Während er gesungen, waren hinter ihnen den Hügel hinan ein älterer Herr und Dame, ein jüngerer Mann und ein junges Mädchen geschritten, Alle mit sichtbaren Zeichen des Erstaunens und gleichsam magnetisch von dem Gesange herangezogen. Der jüngere Mann hatte sich Alphons genähert und ihm ein paar Worte gesagt, und augenblicklich war er Allen wie ein alter Bekannter.

In diesem Augenblicke gerade wandte Otto sich um, und ganz ergriffen von seinen Vorstellungen, war es ihm, als seien die Gestalten des alten Testamentes in modernem Gewande durch die Siegeshymne aus dem rothen Meere heraufbeschworen worden, um ihren Nachkommen Trost zu bringen.

So unwillkürlich und vollständig gab er sich dieser Phantasie hin, daß er sich wieder abwenden wollte, zurück nach dem Sonnenuntergange, um noch dem Sterne einen Blick nachzusenden; allein da war derselbe erloschen, und die Nacht kam schnell mit gewaltigem Flügelschlage daher. Er benutzte einen Augenblick, Alphons flüsternd zu fragen: „Kennst du sie?“

„Es sind englische Juden spanischer Abkunft wie ich, und sie kannten die Melodie; dieselbe wird in ihren Synagogen gesungen, und sie waren gar sehr überrascht, sie hier am Kloster zu hören.“

„Glaubst Du?“

„Weßhalb sollten sie nicht die Wahrheit sagen?“

„Mensch, diese Gestalten sind ja die Hymne selbst! Sie sind heraufbeschworen, und in wenigen Augenblicken, wenn St. Onofrio zum Ave Maria läutet, müssen sie wieder verschwinden!“

Die letztverflossene Zeit hatte zu sehr Alphons' Phantasie erhitzt und seine Nerven angespannt, als daß er nicht einer solchen Vorstellung hatte zugänglich sein können, und indem er sich nun zurück bei Otto hielt, starrte er seine neuen Freunde in dem einbrechenden Dämmerscheine an.

Man frug ihn nun, was er habe, und er sagte: „Oh, wenn Ihr von den Gräbern der Väter kommt, so sagt es!“

Es trat eine unheimliche Pause ein; die Fremden schienen nun auch ihrerseits bedenklich zu werden und die andern jungen Leute für Wahnsinnige anzusehen, und in dieser Dissonanz begann plötzlich das Glockengeläute.

Otto war nie gänzlich von seiner Phantasie ergriffen und hatte die Macht, dieselbe zu beherrschen, wenigstens um nicht die Bekannten Alphons' zu verscheuchen. Er that einen Schritt auf die Fremden zu und sagte französisch:

„Meine Herren und Damen, wenn hier ein Mißverständniß obwaltet, so dürfte dasselbe darin seinen Grund haben, daß ich kurz zuvor meinen Freund Mendoza bat, er möge die Siegeshymne seines Geschlechts singen, und ihn dabei versicherte, daß dieselbe ihm Etwas heraufbeschwören würde. Kaum sang er, so traten Sie heran, und deßhalb überkam uns die Vorstellung, Sie seien Geister. Wir bitten sehr um Entschuldigung, wenn wir uns irren und unser Betragen nicht ganz passend sein sollte."

„Odd fellows, you are!" rief der alte Herr und fuhr fort in französischer Sprache: „Da, nimm meine Hand, schüttle sie, und fühle, ob ich ein Geist bin! Ich heiße Sir James Israel Mocatta, Baronet. Und Sie heißen?"

„Ich heiße Otto Kroyer," antwortete Otto, indem er den Handdruck erwiderte.

„Ich bin gleichfalls kein Geist, hier ist meine Hand," sagte nun die ältere Dame freundlich.... „Herr Otto.... meine Tochter, Miß Anna Mirjam.... gieb ihm nur die Hand nach englischer Sitte, und damit Sie sich überzeugen."

Der junge Mann trat hervor und sagte:

„Ich läugne nicht, daß ich von „den Gräbern der Väter" im Orient komme, allein ich habe nicht an denselben geruht. Ich bin Sir James' Neffe und heiße de Castro. Hier ist meine Hand." — „Und außerdem habe ich draußen auf der Landstraße einen wirklichen Wagen, bespannt mit zwei wirklichen Pferden, stehen!" rief Sir James. „Wollen Sie uns das Vergnügen erzeigen, mit mir nach Hause zu fahren und eine Tasse Thee zu genießen?"

— Die Dunkelheit war eingetreten und der Carneval war für diesen Tag auf dem Corso zu Ende. Man begegnete noch hier und dort kleinen Gesellschaften, welche maskirt waren, Fackeln trugen und Musik bei sich führten, um eine Serenade zu bringen, oder eine scenische Vorstellung in irgend einer Osterie zu geben, welche mit einer Menge farbiger Laternen in allen Größen erhellt war, und von wo aus die römische Volksfreude erscholl, stets harmonisch. Wenn

ein solcher Aufzug mit Lust und Saitenspiel plötzlich am Ende irgend einer finstern Gasse auftauchte, oder man in der Entfernung den Glanz der Osterie gewahrte, nahm Alles sich feenhaft aus; aber Otto und Alphons ließen sich nicht mehr durch das Abenteuerliche überraschen; ihnen schien dasselbe zur Tagesordnung zu gehören, hatten sie doch selbst Rollen darin erhalten!

Der Wagen fuhr nach dem Corso. Ein Thorweg ward aufgethan, Diener in Livrée standen am Fuße der breiten steinernen Treppe; man stieg die Treppe hinan und schritt durch eine große gewölbte Vorhalle, in deren riesenhaftem Kamin ein lustiges Feuer flammte, in ein Zimmer, dessen Wände aus Holzschnitzwerk bestanden, gebräunt und mit Spuren von ehemaliger Vergoldung; über den marmornen Fußboden waren Teppiche gebreitet. Ein Theetisch stand gedeckt, die silberne Theemaschine summte über einer Spirituslampe.

Die vollendete englische Gastlichkeit machte es den Beiden leicht, sich hier wohl und heimisch in dem Ungewohnten zu fühlen. Man belästigte sie nicht mit persönlichen Fragen, sondern verstand es, der Unterhaltung eine solche Richtung zu geben, daß man selbst den größten Beitrag dazu lieferte.

Die alte Baronin hatte, was selten bei Jüdin-

nen der Fall ist, ganz silbergraues Haar; ihr Teint war vom Alter gebleicht, vielleicht vom Kummer, obwohl sie sonst lebhaft war und in ihrem Wesen das unverkennbare Gepräge einer gesicherten, angenehmen und angesehenen Lebensstellung trug. Sie besaß keine tiefe Bildung, allein sie hatte viel gesunden Sinn und ein gutes, mildes Gemüth. Sie wundere sich mehr über Rom als sie sich erfreue oder „klug darauf" sei, und machte Otto staunen durch ihre naiven Ausdrücke der Verwunderung, indem sie wiederholt bei Erwähnung z. B. des Vaticans, der Ruinen, der Kirchenceremonieen frug: Begreifen Sie das? — Otto wußte nicht, ob sie so frug, um ihn zu prüfen, oder ob sie es im Ernste meinte. Er hütete sich, gelehrt zu erscheinen; allein man sah ihm an, daß er das begriff. Wenn er ein Mal eine kleine Erklärung mit dem Bemühen, sich richtig auszudrücken, gab, das in seiner Lage so natürlich war, wurde sie sehr befriedigt und sagte, daß in solcher Weise weder Sir James, noch de Castro sprächen, denn diese hätten stets den Kopf voll von ihren eigenen Gedanken.

Miß Anna war ungefähr achtzehn Jahre alt und nicht eigentlich schön. Sie war leicht, aber kräftig gebaut, und schien eine gesunde, selbstständige Natur zu sein, die durch eine sorgfältige Erziehung

einen gar guten Eindruck machte. Es schien, als sei sie eben so ergriffen von der Poesie des so eben Erlebten, als Otto und Alphons, und ihre Stimme, wenn sie sprach, zitterte anfänglich vor zurückgedrängter Erregung. Ueber Otto glitt ihr Blick einige Male mit großer Neugierde, fast mit ängstlichem Forschen, und sie lauschte einige Augenblicke seiner Stimme, als wenn sie besondere Sinne hätte. Gegen Alphons war sie offener und herzlicher, und wenn auch die poetische Stimmung eine Weile niedergehalten war, so trat doch bald ein Augenblick ein, welcher entscheidend ward.

Sir James hatte ein Steckenpferd, das er zu seinem Privatvergnügen ritt, nämlich die Geologie. Wo er sich auch aufhielt, untersuchte er die Erdschichten und sammelte in Italien eine ganze Schiffsladung für sein Cabinet in London. Mit diesen Studien verband er aber auch eine gründliche Kenntniß der Erdproducte und deren Verwendung durch die Industrie. Bald war nun Otto beschäftigt, Aufklärungen über die geologische Beschaffenheit Dänemarks, über die jütländische Haide und die Möglichkeit ihres Anbaues, über die Wasserströmungen am Himmelberge u. s. w. zu geben, und von hier aus ging das Gespräch wieder auf die verschiedenen Perioden der Erde über.

Gerade dieses hatte ihn früher sehr lebhaft beschäftigt und war Gegenstand des Gesprächs bei Millner und an andern Orten gewesen; allein hier war der Unterschied, daß, was der Baronet von dem Alter der Erde entdeckte, durchaus ohne Einfluß auf seinen biblischen Glauben blieb. Zwischen der Bibel und der Wissenschaft gab es für ihn keine Beziehung, und beide nahmen kein Notiz von einander.

Der hauptsächliche Zweck der Reise des Baronets nach Italien war übrigens weder die Wissenschaft noch die Erholung, sondern der Aufklärung und Befreiung der Juden fördernd zu werden. Sein Neffe de Castro war kürzlich auf der Rückkehr vom Orient zu ihm gestoßen, nachdem er in Jerusalem, Cairo und Alexandrien Schulen und Spitäler gestiftet und in Constantinopel eine Audienz beim Sultan gehabt hatte.

Der Baronet gab zu verstehen, daß sein Neffe eine Audienz beim Papst erstrebe. „Erst," sagte er, „wollen wir auf Aufhebung der Sitte antragen, daß die Juden am ersten Carnevalstage auf dem Capitolium knieend sich die Erlaubniß erflehen müssen, noch ein Jahr hier zu weilen. Darum wollten wir heute dem Carneval nicht beiwohnen, sondern hielten unser Haus verschlossen — und dadurch wurde uns

das Vergnügen, Sie, meine jungen Freunde, zu treffen."

Also hier war der Palast, vor dem Alphons gestanden hatte! Er und Otto blickten einander an bei dieser Vervollständigung des Abenteuerlichen; allein Alphons war es mehr ein schönes poetisches Ereigniß. Sein ewig wanderndes Geschlecht, dem es so oft versagt wurde, sich an ein Vaterland anzuschließen, habe jetzt bleibende Stätten gefunden; habe mächtigen Felsgrund, auf dem es stehe, habe eine Heimath auf Erden, und er wurde in dieser liebevoll empfangen. Ein unverhaltener Ausdruck höchster menschlicher Freude zeigte sich im Antlitze Alphons', und füllte seine Augen mit zwei großen, schweren Tropfen. Als er wieder sehen konnte, bemerkte er, daß die Augen Anna Mirjams voll Thränen standen. Diese Menschen saßen still und unbeweglich, allein seelisch lagen sie einander in den Armen.

Als Otto sich seiner Wohnung näherte, war ihm zu Muthe, als kehre er von einer weiten Reise zurück. Er war ermüdet, überwältigt von den mannigfachen Eindrücken des Tages. Gleichsam ein feiner Schleier umflorte sein Bewußtsein, und er fuhr nun fort, sich selbst zu sagen: „Wie erlebe ich doch Vieles! Ich stehe auf vielen Pferden, die dahinschnauben!"

Sechstes Kapitel.

In Beobachtung gesellschaftlicher Sitte machten Sir James und de Castro am darauf folgenden Vormittage Besuche. Sie waren zuerst bei Alphons, und dieser begleitete sie zu Otto. Nach dieser Formalität nahm man es mehr italienisch und schlug eine Spaziertour vor.

Otto hatte am vorhergehenden Abende nicht gerade de Castro viel Aufmerksamkeit geschenkt. Er hatte die kurze Erzählung Sir James' von den Reisen seines Neffen und dessen Audienz bei dem Sultan vernommen, und als er sich später dies vergegenwärtigte, hatte er unwillkürlich de Castro als einen selbstgefälligen, gebildeten Juden aufgefaßt, welcher darauf ausging, mit Hülfe seines Reichthums eine Rolle zu spielen. Allein als er ihn jetzt wiedersah, bekam er eine ganz andere Vorstellung von demselben.

De Castro besaß die specifisch englischen Charakterzüge der Sicherheit und Thatkraft; aber ganz eigen ihm angehörend war ein Zug der Sinnigkeit und der Erhebung über die Illusionen des Lebens. Dieses sprach sich in einem eigenthümlichen, halb ironischen, halb melancholischen Ausdrucke aus, welcher Otto ansprach und mit geheimnißvoller und sympathetischer Macht ergriff.

Otto andererseits — mit dem von Pater Benedict geweckten Ehrgeize — mit seiner Aussicht auf die Alpen, seinem Entzücktsein von der Dame auf dem Corso, und mit dem geheimen Triumphe, daß er seine dämonische Wirthin beherrsche, fieberte gleichsam von unruhiger Lebenskraft und war erfüllt von jener Energie, welche den Menschen egoistisch macht, indem man bei seinem Wohlbefinden, seiner Hoffnung und seiner Sehnsucht eine Freude in fast Allem findet, was geschieht, und ohne es selbst recht zu wissen, auf dem Wege ist, einen festen Punkt zu suchen, von wo aus man lächelnd auf Alles herabschauen könne.

Sie waren die breite Treppe hinan-, zu der Ara Coeli, auf die andere Seite des Capitols hinaufgestiegen und schritten an den Ruinen des Concordiatempels, wo das Todesurtheil über Catilina gesprochen, an dem Triumphbogen des Septimius Severus vorüber, welcher wie in einem ausgetrockneten Brun-

nen steht, und vor ihnen breitete sich das Forum aus, mit den Resten von hochragenden Säulenruinen, mit den Kirchen und Klöstern links, rechts der Palatinerberg mit dem eingesunkenen Kaiserpalaste.

Ein Cicerone sagte ihnen, daß die mamertin'schen Gefängnisse geöffnet seien, wenn sie dieselben zu sehen wünschten.

Sie schritten durch die Kirche St. Giuseppe und wurden bis an den Eingang geführt. Der Cicerone sagte ihnen, daß die Tiefe, in welche sie jetzt hinabschauten, nur die obersten Gefängnisse enthielte und daß früher gar keine Treppe vorhanden gewesen sei, sondern nur ein Loch, durch welches die Gefangenen hinuntergelassen worden. Sie blickten hinab in die entsetzliche Tiefe, in den finstern, feuchtkalten, von alterthümlichen Mauern umgebenen Raum. Römer, Eure Badekammern sind kalt, hatte Jugurtha gesagt, als diese ihn hier hinabwarfen.

Otto erinnerte sich daran und fügte hinzu, durch den Anblick des Ortes werde die Ironie des afrikanischen Königs über alle Maßen entsetzlich. Wenn eine zu Tode gehetzte Katze mit ihrem zähen Leben reden könnte, meinte Otto, müßte sie sich unter ähnlichen Umständen gerade so äußern.

De Castro antwortete: „Der Sinn Jugurtha's und der der Römer ist wie die Finsterniß unter uns;

man kann hineinstarren, bis die Haare Einem zu Berge stehen . . . . Die Schwierigkeit besteht darin, eine Menschenrace mit dem besonderen gewaltigen Bau des Gehirns, mit der trotzigen runden Stirn und dem schweren Hinterkopfe zu begreifen. Sie hatte die Fähigkeit, eine Welt zu erobern und zu organisiren, und ihre grausame, zwingende Gewalt war wie diese trefflich zusammengefügten Steinmassen . . . Steigen wir hinab in den untersten Raum!"

Sir James und Alphons wollten nicht mit, sondern zogen vor, auf dem Forum zu wandeln, während de Castro und Otto dem Führer folgten.

„Ah! — ja, es war ein grausames Volk," sagte de Castro, „eine blutige Geißel in der Hand der Civilisation, der Nothzüchtiger Griechenlands, Judäa's, der halben Welt! Als das Feine und Edle in der Blutmasse des Stammes durch Bürgerkriege und Hinrichtungen abgezapft war, blieb nur das Rohe, die thierische Kraft und die mächtige Genußsucht und Befähigung übrig, die durch keine Schaam gezügelt wurden. Nur bei einem solchen Volke war die Entstehung von Ungeheuern wie Tiber, Sejan, Nero möglich! . . . . Hier ward Sejan hingerichtet, dort schändete der Henker vor seinen Augen seine Töchter, weil das Gesetz verbot, Jungfrauen hinzurichten, — die Römer waren ein juridisches

Volk .... In welchem ungeheuern Schmerzensgrabe befinden wir uns hier! Die Kirche wölbt sich, eine Thränenweide, darüber —"

Otto war nicht gewohnt, den Maßstab der Kritik an die Vorzeit zu legen und dieselbe mit den Sympathieen der Gegenwart zu beurtheilen. Dieselbe, meinte er, sei nun einmal wie sie eben sei und falle nicht unter die Begriffe von Gutem und Bösem.

„Glücklicher Weise scheint die Sonne über uns," antwortete er.

„Ja welche Sonne aber?" sagte de Castro. „Ueber uns, ein wenig zur Linken, im Kloster dort, welches jetzt von dem Sonnenlichte beschienen wird, hausen die Dominikaner, die Rom aussandte, um die Scheiterhaufen der Inquisition aller Orten anzuzünden; — dort aber hat der Papst Diejenigen gesegnet, die die Albigenser verbrannten, — dort hat Pius V. die Blutstrafen geschärft. Blut! Blut! im Namen Christi!

„Um den Namen, um den Namen
Ist ihnen nur zu thun„ —

wie Nathan der Weise sagt."

Der römische Führer hatte seine Fackel angezündet und sagte in diesem Augenblicke:

„Hier saß St. Petrus gefangen, und auf sein Gebet sprudelte diese Quelle hervor."

Man erblickte eine kleine Lache, in welche das klare Wasser rieselte und im Fackelscheine schimmerte.

Dieser einfache Anblick überraschte Beide.

Otto sagte: „So viel ich weiß, wird in dem alten Testamente erzählt, wie man die Heiden niedermetzelte, und man vergriff sich sogar an einem Könige und hieb ihm die Daumen an Händen und Fößen ab.“

De Castro schaute unverwandt in das rieselnde Gewässer hinab und sagte endlich wie lauschend:

„Ja, dieses leise Geriesel spricht, als wenn es das Geheimniß des großen Gebotes: Liebet Eure Feinde! wüßte.“

Beinahe hätte Otto gefragt: „Wer war das? Wer sprach?“ — und sein geheimes Interesse stieg für einen Mann, der sich unparteiisch über die Religion äußern zu können schien, ohne dafür bezahlt zu sein, daß er sie lobte, wie die Franzosen sagen.

Er sagte: „Das Wort, welches Sie so eben sprachen, ist ja ganz und gar aus dem neuen Testamente.“

De Castro antwortete mit einem Lächeln: „Da Sie das alte Testament kannten, glaubte ich, Sie besännen sich auch auf dessen Gebot: Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst! — Aber,“ fuhr er fort — „die Sache ist die, daß das Volk, welches um den Sinai

stand, roh und wild und von einem kriegerischen Manne geführt wurde, der selbst einen Mord begangen hatte. Der Zustand der Menschheit war damals nicht den humanen Ideen günstig. Man tödtete seine Feinde, man räumte den Platz auf, auf dem man sich niederlassen wollte. Aus dieser Praxis, aus der ewigen Feindschaft mit der Welt entwickelte sich eine Theorie, welche Christus zu dem Ausspruche führte: Es ist Euch gesagt worden, daß Ihr Eure Freunde lieben und Eure Feinde hassen sollt; allein ich sage Euch: Ihr sollt Eure Feinde lieben. Das Gesetz hat nie den Haß geboten, und Christus führte nur das alte Gesetz an und gab dem Worte „Nächster" die rechte Deutung, als sich nicht allein auf Freunde und Juden, sondern auf alle Menschen beziehend."

De Castro schwieg hier einige Augenblicke und fuhr dann fort: „Nein, es war doch ein Mehreres. Er fügte hinzu, daß wir unsere Feinde lieben sollten. So wie wir früher in diese Untiefe von Haß hinabstarren konnten, so sind diese Worte eine Tiefe von Liebe, in der man nimmer den Boden erreicht, und glaubt man am Boden zu sein, so trifft man dort die Quelle der Unendlichkeit. Die Feindesliebe ist das höchste, schmerzlichste und triumphirende Aufgeben seiner eigenen Persönlichkeit um Gottes willen.

Es ist die Kreuzigung seiner selbst. Nun, das ist das ewig Bewundernswürdige, daß Christus nicht allein, wie Moses, das Wort und das Gesetz, sondern auch die That war. Seine Geschichte kann durchaus nicht Dichtung sein; die Menschen können Nichts dichten, was in dem Grade mit der Gewalt der Wahrheit ergreift. Hat man einmal in der rechten Weise dieselbe gelesen, so steht seine Gestalt, die schönste von allen Gestalten der Welt, Einem als wahrhafte Wirklichkeit gegenüber, an welcher man unter allen Verhältnissen emporschaut und bei welcher man unter allen Umständen Ruhe findet."

„Glauben Sie denn wirklich an Christus?" frug Otto erstaunt.

„Nein!"

„Verzeihen Sie, aber — wie soll ich das verstehen?"

„Ich glaube nicht an ihn als Gott oder als Gottes Sohn par préférence. Wenn er nicht ein Mensch wäre, würde ich ihn nicht lieben und bewundern können. Ich verwerfe alle mysteriösen Dogmen und hasse aus vollem Herzen fast alle die Stellen in den Evangelien, wo Christus nicht selbst redend auftritt, einfach, groß, erhaben über Alle, auch selbst über seine Biographen. — Allein in dieser Weise steht man so entsetzlich allein. Keine

Gemeinde irgendwo in der Welt. Denjenigen, die als Kinder glauben gelernt haben — denn das muß man gewiß als Kind lernen — bin ich nicht warm genug; Denen, die von Kindheit an gelernt haben, ihn zu verwerfen, bin ich zu warm. Man hat keinen Freund; denn man ist daran gewöhnt, sich selber zu genügen, und die Freundschaft besteht theils durch die Gleichheit der geistigen Gaben, theils durch Sympathie. Man hat keine Geliebte, denn was ist das für eine Liebe, die nicht an dieselben Mysterien glaubt! Allein! Vereinsamt! Und wenn Einem ein Anderer begegnet, der auch einsam dasteht, dann sind ihrer zwei Einsame, und so Viele wir auch zusammen kämen, wir würden nie einen Bündel ausmachen — wohingegen alle elende Kerle der Welt glücklich sind, denn solche trifft man bündelweise an."

Sie waren heraufgestiegen und traten bei den letzten Worten wieder auf das Forum heraus, und es schien fast, als wollte de Castro durch die letzte launenhafte Wendung seines Gesprächs die Stimmung verwischen, die ihn in der Tiefe beherrscht hatte. — Das Forum mit seinen Ruinen, Säulen, Bogen und Bauten lag in einem Glanze vor ihnen, daß dieser wunderliche Ort ihnen gleichsam als neuentdeckt vorkam und dieselbe Wirkung auf sie machte, wie bei dem ersten Anblicke.

Dessenungeachtet hielt Otto das Gespräch fest und sagte: „Erlauben Sie mir noch eine Frage und betrachten Sie dieselbe nicht als blos der Neugierde entsprungen: Wie können Sie für das Judenthum arbeiten, umherreisen und Schulen für dasselbe stiften?“

De Castro antwortete überrascht: „Was sollte ich sonst thun? Man arbeitet mit den Mitteln, die Einem zu Gebote stehen, und für den Kreis, an den man von der Welt und von seiner Liebe gewiesen ist und der einen Anspruch auf Einen zu haben glaubt. Wenn ich, der englische Jude, nach Palästina reise, nach Syrien, nach der Türkei, wenn ich als Vermittler zwischen den Pascha's und meinen Glaubensgenossen auftrete, ihnen Recht vermittle, Brot verschaffe, Aufklärung bringe, die Familien zusammen halte, die Armen befreie, daß sie sich nicht an griechische, römische oder lutherische, gegenseitig streitende, mit einander feindselige Secten verkaufen, wenn ich die Aussicht eröffne, daß das neue Geschlecht frei und kräftig werden kann, so werde ich als ein Erlöser, gesandt von Gott unserem Herrn, empfangen, Lebenskraft, Hoffnung und Glaube an die Hoheit und Unvergänglichkeit unseres Geschlechtes und an die Wirksamkeit des Herrn sprießen hervor wie Blüthen im Frühlinge. Auf keinen

andern Menschen würde ich eine so tiefe und segensreiche Wirkung ausüben können, alle Andern würden mir persönlich danken — mein Volk nimmt meine Gabe und wendet sich dem Osten zu, ihm zu, der mich entsandte. Genügt das nicht?"

Otto fand keine Worte, um Etwas zu entgegnen. Es klang ein Etwas in de Castro's Reden, was einen Widerklang in den reinsten Saiten seiner Seele fand.

„Außerdem," fuhr de Castro fort und hob die Stimme ein wenig, indem sie sich seinem Onkel und Alphons näherten, „außerdem haben Sie gewiß keine richtige Vorstellung von der Klarheit und Befriedigung der Seele, welche das Judenthum seinen Bekennern bietet. Haben Sie z. B. jemals von Schechinah gehört?"

Alphons wandte sich schnell um, und Sir James, wenn das, was de Castro sagen wollte, auch gewiß nichts Neues war, schloß sich ihnen doch mit dem stillen Ernste an, den der Jude gewöhnlich beobachtet, wenn die Religion genannt wird.

Otto gestand, daß er den genannten Gegenstand nicht kenne. Alphons machte dasselbe Geständniß.

De Castro sagte lächelnd: „Ich sehe, daß ich eine Art Vortrag werde halten müssen; allein der-

selbe soll wenigstens das Verdienst haben, kurz zu sein. Gehen wir hinauf auf die Villa Mills.*) Dort steht ein Mandelbaum; der Custode meinte gestern, daß, wenn das Frühlingswetter bliebe, er bald blühen würde. Ich liebe den Baum, er erinnert mich an Arons Stab, der an dem Orte grünt, wo der Palast der Cäsaren stand."

„Und mir rufen Sie Sokrates in's Gedächtniß, der Phädros einlud, sich mit ihm über den Ilissos zu begeben und sich unter dem Plateau niederzulassen, um ein Gespräch von der Liebe zu führen," sagte Otto.

„Ja, hier kann man leicht ein classisches Vorbild haben;" antwortete de Castro, „aber der Zufall hat mich in eine gar zu schmeichelhafte Zusammenstellung gebracht. — Uebrigens wird die Rede hier auch von einer Art Liebe sein. Die Juden des Alterthums nahmen an, daß Gott allgegenwärtig sei, glaubten aber doch, daß er vorzugsweise bei ihnen weile. Er habe als Wolkensäule und Feuersäule ihnen den Weg aus Aegypten gezeigt, habe seine Wohnung im Allerheiligsten des Tabernakels und später im Tempel aufgeschlagen. Diese Gottespersönlichkeit, die bei ihnen wohne und gleichsam ein

*) Auf einem Theile der Ruinen des Kaiserpalastes.

Theil des Jehovah sei, nannten sie Schechinah. Am Pfingstfeste, kurz vor der Zerstörung des Tempels durch Titus, traten die Priester eines Abends in den Tempel und vernahmen hier zuerst einen undeutlichen Lärm, darauf einen Ruf als wie von tausend Stimmen: Laßt uns von hier wegziehen! und das große eherne Thor des Tempels, welches zwanzig Mann kaum zu bewegen vermochten, ging von selbst auf. Es war Schechinah, der das dem Untergange geweihte Heiligthum verließ. Propheten und Gelehrte haben indeß Schechinah auf eine geistvollere Weise aufgefaßt. Es war der Geist der Gemeinde, ein besonderer Vermittler zwischen Gott und Menschen. Am besten wird dieses durch ein Beispiel aufzuklären sein. Rabbi Jonathan sagt, daß jeder Richter, welcher gerecht urtheilt, Schechinah in Israel zu wohnen veranlaßt, wogegen ein ungerechter Richter ihn verjagt. Als David mit Bathseba gesündigt hatte, wich Schechinah sechs Monate von ihm. Schechinah also ist theils die Gerechtigkeit, der Lohn der guten Thaten, die Strafe der bösen, die hohe Nemesis, theils das Ideale, welches die Menschen in ihrer Seele schaffen und um sich herum hervorrufen durch die Gemeinschaft mit Gott."

„Ja, aber," sagte Alphons gespannt, „enthält das Etwas von der Unsterblichkeit? Fra Jacobeo

behauptet, daß wir keine Versicherung von einem Leben nach dem Tode haben."

De Castro that erst einige Fragen in Betreff des Bruders Jacobeo und sprach darauf von den Bibelstellen, wo die Unsterblichkeit vorausgesetzt sei. Wie entschieden diese Sache den Alten war, ersieht man aus ihrer Lehre von der Seele. Die erste Nephesch, das Lebensprincip, erhalten Alle bei der Geburt, und diese Seele haben auch die Thiere. Es steht im 3. Buch Mose Cap. 17, wo verboten wird, Blut zu essen: denn die Seele des Fleisches ist im Blute. Die andere Art Seele, Ruach, ist die Möglichkeit des Göttlichen, der Hauch vom Geiste Gottes. Sie entwickelt sich durch Erziehung nach dem Gesetze und durch den Willen, der sich frühzeitig zu Gott wendet. Endlich die dritte Art ist die eigentliche im Kampfe des Lebens gehärtete und geprüfte Seele: Neschamah, und der, welcher sich dieselbe erwirbt, ist unsterblich. Also ist die Unsterblichkeit unser eigenes Werk, nach göttlicher Anweisung ausgeführt; wir behalten nach dem Tode die Seele, die wir selbst geschaffen."

Otto wandte sich erstaunt zu Alphons und sagte in deutscher Sprache: „Das Leben steigert sich um uns herum in jeder Beziehung, Alphons. Dieses ist viel gewaltiger als das, welches Dein Groß=

vater einst von der Schlange ... wie hieß sie doch? erzählte."

„Schamir."

„Ah, Schamir!" sagte de Castro und zuckte die Achseln.

„Ja," fuhr Otto zu Alphons gewendet fort, „so zuckt das Leben hier die Achseln über unser kleines Leben in Kopenhagen."

„Aber," sagte er nach einer Pause und wandte sich zu de Castro: „In der Lehre ist keine Gnade."

„Ach," rief de Castro mit einem Ausdrucke tiefer Gemüthsbewegung, „ist Gerechtigkeit nicht Gnade genug? — nicht die Gerechtigkeit, die die Menschen kennen, und die darin besteht, dem Sünder den Kopf abzuschlagen, sondern jene erhabene Gerechtigkeit sondergleichen, welche die ganze Welt durchdringt, und durch welche Nichts verloren geht! Die Speise, mit der wir uns nähren, hinterläßt ihre Spuren in unserem Organismus, und so auch jeder Gedanke, mit welchem wir die Seele genährt haben. Jede gute That bringt Schechinah zum Wachsen in uns, und jede böse That ist nicht allein ein ausgesandter Pfeil, der einmal gegen uns selbst zurückprallt, sondern selbst im Augenblicke des Daseins macht sie uns geringer. Der Mensch hat zu verantworten, nicht allein jedes übereilte Wort, welches er ge-

sprochen, sondern auch jedes übereilte Wort, welches er vernommen hat; allein Verantwortung haben ist gleichbedeutend mit verringert oder gestraft. Es giebt auch nicht ein einzigs gleichgültiges Ding, d. h. ein Ding, welches weder schadet noch nützt. Selbst die Ruhe, die nicht zum Zwecke hat, uns für neue Thätigkeit zu kräftigen, ist ein unersetzlicher Verlust von Zeit. Und in einer solchen Welt, wo in der That jedes Haupthaar gezählt ist und dem Gesetze der Gerechtigkeit gehorcht, ist es nicht Gnade genug, in dieser Welt zum Leben gerufen zu sein?"

„Ja — aber" — sagte Otto, welcher in diesem Augenblicke an einen Vortrag Schiötts dachte, der einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, „waltet in dieser Beziehung nicht ein Unterschied zwischen Mann und Weib ob? leuchtet nicht der Stern des Ideals dem Manne, wenn er sich aufrichtet, nachdem er ihn verleugnet, während das Weib ihren Stern im Falle auslöscht?"

„Ja und nein," antwortete de Castro. „Im Wesentlichen ist das Verhältniß gleich. Wenn die Natur ihren eigenen Weg geht, getrennt vom Ideale, dann erschlafft die Befähigung, es zu erreichen; es leuchtet wohl, aber in größerer Entfernung, und man ist schwerer belastet auf seiner Wanderung. Lesen Sie im 2. Buch Mose Cap. 19, 14., wie die

Männer sich vorbereiten mußten, blos um würdig zu werden, die Gebote Gottes zu vernehmen! Und nun sie zu erfüllen!"

„Ist denn keine Rettung möglich?"

„Ja, in Bezug auf Irrthum und Sünde besteht die Gnade darin, daß Alles ringsum so gar wohl geordnet und auf Gerechtigkeit gegründet ist. Auf Grund dessen kann man sich bei eigener Schlechtigkeit auf die Dauer nicht wohl befinden, und man wird von allen Seiten nach dem Guten vorwärts getrieben. Stets sitzen wir umbarmherzig zu Gericht über Diesen oder Jenen, sind oft, unwillkürlich von der Gerechtigkeit selbst geführt, ungerecht gegen ihn, und plötzlich befinden wir uns selbst außerhalb dem Kreise des Gerichts und sitzen auf der Bank der Angeklagten. Wir selbst tragen durch unsere Strenge gegen Andere dazu bei, daß die hohe Gerechtigkeit wächs't; wir schlagen Andere, und der Schlag trifft später unsere eigene schlechtere Natur, bis uns ein Licht aufgeht und wir endlich die Gerechtigkeit lieben, die da züchtigt. In dieser Liebe ist die Gnade. So wie das wahre Gebet seine eigene Erhörung ist, so ist die Gnade der letzte angestrengte Aufschwung der Seele zu Gott, das Herbeirufen des Schechinah, — für Diejenigen, welche sich hinauf schwingen können und anrufen können."

„Denn," fügte de Castro mit etwas weniger erhobener Stimme hinzu, „man bringt gewisse Bedingungen mit auf die Welt, über welche man nicht Herr ist; man hat eine Naturbasis und man giebt sich nicht selbst seine erste Erziehung. Man ist von dem Zustande der bürgerlichen Gesellschaft abhängig, in der man geboren wird, und man ist ein Theil seines Vaters und seiner Mutter, deren Leben man fortsetzt. So zeigt die Erfahrung, daß die Nachkommen eines gemeinen Geschlechtes sich nach wenigen Generationen veredeln, während außerordentlich lange Zeit erforderlich ist, bis das Blut eines edlen Geschlechtes ganz verdirbt. Es ist, wie geschrieben steht: Ich strafe die Sünden der Väter bis in's dritte und vierte Glied; aber ich übe Barmherzigkeit bis in's tausendste Glied gegen Die, welche mich lieben und meine Gebote halten. Wir sind von unsern Organen, von dem Bau unsers Kopfes, von den Bestandtheilen unseres Blutes abhängig; das ist eine Erbschaft, die bei der Erziehung mitbestimmend wirkt. Betrachten wir diese Thatsache, so möchten wir auf physiologischem Wege zu demselben entsetzlichen Resultate gelangen, wie die Calvinisten und die anglicanische Kirche, nämlich, daß es eine Prädestination giebt, daß gewisse Menschen vorausbestimmt sind zur ewigen Seeligkeit, andere zur

ewigen Verdammniß, indem nicht allein der Verstand, sondern auch der Wille von dem Baue des Kopfes abhängig ist. Wenn mir ein gefallenes Weib, ein in Elend versunkener Bettler, oder ein kalter, rücksichtsloser Wollüstling begegnen, steht dieses Problem vor mir in seiner ganzen Entsetzlichkeit; ich erblicke die Summe der Sünden der Väter und den eigenen Beitrag von Verschuldung, und ich begreife nicht, wie eine solche Seele leben mag. Allein wir kennen nicht das Geheimniß des Innern, können weder die Qualen des Andern noch seine Beziehung zu Schechinah ermessen. Wir werden irre durch das Einzelne, welches außerhalb unsers eigenen Ich's liegt; aber im Großen erblicken wir einen immerwährenden Fortschritt, eine Entwickelung aller Lebensbedingungen, eine Veredlung der Organe und Zustände der bürgerlichen Gesellschaft. Und die Menschen der ersten Klasse sind diejenigen, welche im Dienste des Fortschrittes stehen und dazu beitragen, daß Schechinah sein Reich in der Welt erweitert."

Alphons sprach mit fröhlicher Malice: „Ich werde freilich nicht Katholik werden."

Otto rief aus: „Also auch Sie glauben, daß es Klassen giebt, und daß man sich zu dem höchsten Range emporschwingen kann?"

„Ja, wenn man bei jeder Handlung vor Augen

hat, Schechinah zu verbreiten. Die Wirkung wird vielleicht eine um so größere, je größer die Versuchung war, die man in seiner Natur besiegte. — Jetzt will ich meinen Vortrag, welcher denn doch ziemlich lang geworden, mit einer kleinen Geschichte vom Teufel beschließen. Wir glauben nicht an den Teufel als eine Persönlichkeit; das Böse ist nur Mangel an Gutem, gleichwie Kälte Mangel an Wärme ist; allein alle Verhältnisse, die uns umgeben, lassen die Möglichkeit des Verderbens zu, und wenn sie nicht im Dienste des Geistes stehen, werden sie böse. Dieses haben die Juden des Alterthums poetisch ausgedrückt, indem sie sagten: Der Teufel ist nothwendig. Ein Mal fingen die Weisen, indem sie drei Tage fasteten, den Teufel ein; sie wollten ihn tödten; aber als er sagte, daß die Welt alsdann untergehen würde (denn alsdann cessire der Geschlechtstrieb), prüften sie die Wahrheit seiner Bemerkung dadurch, daß sie ihn drei Tage von Allem absperrten. Sie ließen nun im Lande nachfragen, und siehe! während dieser drei Tage war nicht einmal ein Ei gelegt worden. Dann gaben sie den Teufel frei, stachen ihm aber vorher die Augen aus: Der Naturtrieb ist blind, wir haben Augen."

Die Glocke auf dem Capitolium läutete und rief zum Carneval.

Unwillkürlich berührte Otto dieser Laut unangenehm, als etwas den Frieden Störendes; Etwas in seinem Innern hielt ihn hier fest; aber in dem nächsten Augenblicke fühlte er, daß, wie sympathetisch er auch zu diesen Menschen gezogen ward, er doch nicht ganz heimisch bei ihnen war; sie waren gegenseitig mit einander in anderer Weise verknüpft als mit ihm, und bevor das Läuten zu Ende war, läutete es ihm mit der Macht der Poesie und des Mährchens, mit dem Rufe nach seinem eigenen Schicksale.

Er verabschiedete sich, nachdem Sir James ihm erst einen Gruß und eine Einladung der Baronin zu Mittag am folgenden Tage gebracht hatte und ziemlich deutlich dabei einen Wink gegeben, daß er bei diesem Mahle die große Welt Rom's antreffen würde.

„Welches wunderliche Leben!" sprach er unterwegs zu sich selbst; „ich eile von einer Herrlichkeit zur andern; die eine ist ganz verschieden von der andern! Was hat das zu bedeuten! Ich bin gleichsam benebelt vom Glücke!"

Der Carneval war schon im vollen Gange und noch reicher und besuchter als den Tag zuvor. Zwei Reihen Wagen nahmen fast die ganze Länge des Corso ein und arbeiteten sich, von Maskirten und

Unmaskirten umgeben, von Gelächter, Geschrei, herabregnenden Confetti und Blumen umflossen, langsam zwischen den Häusern vorwärts, die wie durch Zauber mit Leben, mit den schönsten Frauen der Welt in farbigen, flimmernden Gewändern und in überströmender Lebenslust angefüllt waren. Es trat hier noch bestimmter die Ansicht bei Otto hervor, daß die Menschen hier Das waren, was er so oft gewünscht hatte, das sie sein sollten: entzückt und berauscht vom Augenblicke, poetische Gestalten, ohne reelle Ansprüche, lebensfreudige Eintagswesen, ohne Zukunft — wie es namentlich ein Gemüth ansprechen müsse, das gewohnt ist, zu verlieren und nicht recht an die Dauer irgend eines Verhältnisses zu glauben.

Eine gab es jedoch, zu welcher er, wenn auch nicht in einer Beziehung der Zukunft, so doch in einer der Vergangenheit stand, die Erscheinung vom vorigen Tage, und er war sehr gespannt, ob er sie wohl wiedersehen würde, so gespannt, wie man ist, wenn man im Glücke oder Unglücke eines Augenblickes sich selbst seine ganze Zukunft prophezeihen will.

Plötzlich entdeckte er auf einem Balcon eine junge Dame, deren Antlitz ihm bekannt schien, ohne daß er sich darüber Rechenschaft zu geben vermochte.

Sie war offenbar keine Römerin und trug die Tracht der Albaneserinnen, die ihren feinen Teint noch mehr hervorhob. Während sie an der Freude Theil nahm, spielte ein sonderbares Lächeln, halb kindlich, halb wehmüthig, um ihre Lippen; ein Lächeln, welches zeigte, daß die Seele, wie sehr sie sich auch der Freude hingeben mag, doch „anderswo ihre Heimath hat.“ In ihrem Gürtel befand sich ein Bouquet, in welchem Otto entzückt seine Blume wieder zu erkennen glaubte, und hiervon gewann er vollständig Ueberzeugung durch den Ausdruck des Wiedererkennens, welcher in ihre Augen trat, als er ihr ein Bouquet zuwarf. Allein sie machte keinen Gebrauch von dem Rechte der Erwiderung und warf ihm keines zu, so daß er nicht begriff, ob sie ganz fremd und mit römischer Sitte unbekannt war, oder ob vielleicht Etwas in seinem Betragen ihr anstößig erschien. „Vielleicht hat mein Gesicht einen zu erfreuten Ausdruck gehabt.“

Als er nach etwa einer Stunde wieder zurückkehrte, nachdem er Theil an der Freude genommen hatte, die ihm überall mit offenen Armen eutgegentrat, befand die Dame sich nicht mehr auf dem Balcon.

„Es ist wohl so am Besten,“ dachte er; „das Herrlichste muß kostbar sein, und hier wird es Einem

zuträglich sein, daß das Glück sich ein Mal ein wenig geizig zeigt. Ich will nach Hause gehen und allein sein.“

Als er sich aber dem Hause seiner Wirthin näherte, geschah dieses mit einem unangenehmen Gefühle. Ihm war jetzt etwas Größeres, Schöneres, Reineres entgegen getreten, Etwas, wie er sich im Colosseum erfleht hatte, und er mochte jetzt nicht gern die Abschlagszahlung anerkennen, die er auf eigene Hand genommen hatte. Wenn die Seele in solcher Weise bewegt wird, kann eine Erinnerung schnell vorübergehen, wie der Duft einer Blume, oder die Töne einer Melodie. Ihm wollte bedünken, er habe früher etwas Aehnliches erlebt. Als er während seiner ersten Studentenjahre eines Abends von der Familie Bagger auf Fredericksborg nach Hause ging, wo er Musik und die Rede guter Menschen gehört, war es Etwas dergleichen gewesen. Alles war jetzt größer, in die zweite Potenz gehoben; allein es war eigentlich dasselbe — und damals war er aus einem empfindlichen Reinheitsgefühle, das er jetzt nur schwer ganz deutlich zu begreifen vermochte, von seiner Wirthin entflohen. Es schien ihm in diesem Augenblicke, als winke ihm das Räthsel des Lebens einer Sphinx gleich.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und am frühen Morgen lud Otto seine Wirthin und eine Frau ihrer Verwandtschaft zu einer Spazierfahrt ein.

Er fuhr sie zuerst nach der St. Paulskirche, die schon wieder dastand mit ihren herrlichen Säulenreihen, nach dem Brande fast vollendet; darauf nach St. Lorenzo fuori le mure, nach der Jesuitenkirche in der via di St. Ignazio, und nach andern großen Heiligthümern.

Er wollte sie bei ihrem Schutzheiligen absetzen.

Anfänglich zeigte sie sich befriedigt bei dem Fahren in dem schönen Wagen, und andächtig in den Kirchen; allein allmählig schien es, als würde die Sache ihr auffällig, namentlich da Otto ihr weder Weihwasser anbot, noch seine Fingerspitzen an ihren Fingerspitzen netzte, auch nicht bei irgend einer Messe, bei der sie anwesend waren, knieete, sondern nur ernst und still seine Ehrerbietung zeigte. Sie wurde immer bläßer, während er sich in den Glauben vertiefte, für den sie ihn hatte gewinnen wollen; ihr weiblicher Instinct entdeckte die Kälte in seinem Innern, begann zu buchstabiren und zu addiren und eine Carnevalsliebe voraus zu setzen, und hätte sämmtliche Kirchen Rom's als Scheiterhaufen für die Nebenbuhlerin verbrauchen mögen. Ihre Be-

gleiterin sprach sich mit einförmiger Pflichtmäßigkeit, ohne Bewunderung über all' das Erbauliche aus, welches sie sahen, und irritirte sie noch mehr dadurch. In demselben Grade, in welchem ihre marmorne Blässe und die kalte Gluth der Augen wiederkehrte, glaubte er, sie wolle sich auf's Neue der Gebetsübung hingeben, und ließ daher die Wagen nach Trinità del monte fahren. Doch der weiche Gesang der Bräute Christi voll Hingebung bildete eine so schneidende Dissonanz mit ihrer Gemüthsstimmung, daß sie plötzlich nach Hause verlangte, und unterwegs fing Otto einen Seitenblick auf, der ihm sagte, daß sie richtig gerathen, er aber falsch gerechnet habe. Der Blick war weder mild, noch vorwurfsvoll, sondern erstaunlich scharf und unheilschwanger. — „Ja, nun möge kommen, was da wolle," dachte er.

Die beiden Italienerinnen dankten ihm höflich für die Spazierfahrt, und er begab sich in die Gesellschaft bei Sir James.

Dort fand er mehrere Personen von Rang und Auszeichnung, weniger von Geist, obwohl auch Männer von wahrhafter Distinction, sowohl Römer als Fremde, anwesend waren. Unter Anderen wurde Otto einem schweizerischen Regierungsmitgliede, einem französischen Grafen und Mitgliede der Deputirtenkammer, und auch einem englischen Parla-

mentsmitgliede vorgestellt. Zwischen diesen entspann sich ein politisches Gespräch. Dasselbe hatte etwas höchst Anregendes und Ansprechendes dadurch, daß die Sprecher nicht allein ein tiefes Verständniß dessen, wovon sie sprachen, sondern auch Einfluß auf die Politik Europa's hatten und in ihren Persönlichkeiten gewisse bedeutende Interessen repräsentirten. So abstoßend diese sind, wenn sie in ihrer Ausschließlichkeit hervortreten, so anziehend werden sie, wenn sie im Vereine mit großen Ideen sich darlegen, und wenn es klar ist, daß, obgleich verschieden, sie doch nicht einander absolut feindlich gegenüber stehen. Wenn sie sich regen, wird man so recht die Realität des Daseins inne, und der Sinn stärkt sich mit einem kräftigenden Ernste, während er Partei ergreift und sich einer warmen Sympathie hingiebt, oder Lust zum Kampfe gegen Das empfindet, was dem Rechte entgegensteht.

Otto, war er von dem Starken und Männlichen ergriffen, hatte zugleich ein Gefühl, als sei diese Welt ihm nicht eröffnet worden, wenn er nicht am Eingange seinen Mantel ausgeschüttelt hätte — wie Schiött einst gesagt hatte, und womit er Alles abgethan glaubte. Otto gefiel durch den Ausdruck von Energie und Strebsamkeit, welche ihn auszeichneten, durch die eigenthümliche Verbindung von Jugend

und Erfahrung und durch die Fähigkeit, sofort eine Person von der idealen Seite aufzufassen und sich dieser hinzugeben — eine Fähigkeit, welche die erste Begegnung zwar besonders angenehm, die späteren aber um so schwieriger macht.

Vom Carneval waren noch fünf Tage übrig, und dieselben verstrichen oder verschwanden vielmehr, wie der Fluß im Strudel des Wasserfalles. Am Vormittage wurde gewöhnlich ein kleiner Ausflug gemacht, der Nachmittag auf dem Corso, und der Abend in einem Theater, oder einer Soirée, oder in einer Osterie zugebracht, wo lebhafte dramatische Volksscenen aufgeführt wurden.

Otto bemerkte nicht, daß eine verschleierte Gestalt ihm oft auf dem Corso folgte und ein Auge auf jeden seiner Schritte hatte. Es schien, als wenn die Gestalt sich wenig um seine unbekannte Dame kümmere; denn obgleich sie jeden Tag eine Weile auf derselben Stelle saß, unterließ sie doch beharrlich, seine Aufmerksamkeiten zu erwidern, so daß er zuletzt dieselben einstellte. Dagegen begegnete ihm eines Tages die Hjelmkron'sche Familie zu Wagen, und da derselbe gerade durch ein Hemmniß auf der Straße genöthigt war anzuhalten, rief der Kammer-

Herr Otto mit ungewöhnlicher Freundlichkeit heran und frug ihn über die große Gesellschaft bei dem englischen Baronet, denn man hatte schon erfahren, daß er dort Gast gewesen war. Die Kammerherrin zeigte aus irgend einem Grunde ihr lächelndes Antlitz, während die vermummte Gestalt jedem Blicke und jeder Miene folgte und auf jeden Laut der fremden Sprache lauschte.

Endlich kam der letzte, der große Tag heran. Otto wußte, daß, wenn die Sonne dieses Tages gesunken, alle Carnevalsbekanntschaften vergessen seien; die Dame, der man an diesem Tage Blumen und Kußhände spenden, die man ansprechen, wenn man den Muth hatte, und erreichen konnte, war am folgenden Tage eine ganz fremde und unter dem Schutze der strengsten Formen stehend, wenn nicht sich auf der Reise nach einer der vier Weltgegenden befindend.

Zum letzten Male wollte er sich der schönen Unbekannten nähern und wenigstens von dem wundervollen Anblicke Abschied nehmen, der ihm die Sonne des Carnevals geworden war. Demüthig und schüchtern näherte er sich daher ihrem Balcon und warf ihr die schönste Blume zu, die er sich hatte verschaffen können. Da regte sich die Gestalt; als wenn sie ihn erwartet hätte, zog sie eiligst Etwas hervor und warf es ihm zu. Kaum hatte er es

ergriffen, so riß der Menschenstrom ihn unwiderstehlich weiter fort. Es war ein Lorbeerkranz, an welchem ein kleines Medaillon in Email mit dem Kopfe des belvedereschen Apollo befestigt war. Sein eigener Kopf schwindelte ihm vor Entzücken bei dieser Spende des Glückes. Im ersten Augenblicke wollte er einen Versuch machen, umzukehren, um ihr Etwas als Gegengabe anzubieten; allein was sollte er geben? War dieses nicht ein freundlicher Dank und Abschiedsgruß, ein Abschluß, den das Abenteuer ihm sandte? War es nicht sein Schicksal, das ihm jetzt die letzte Aufmunterung zugehen ließ und keine andere Antwort erwartete, als daß er sie erkennen möge?

Er ward still, gesättigt von Freude, und als der Strom ihn nun nach der Piazza del popolo getrieben hatte, bemerkte er, daß die große Schlußscene des Carnevals sich näherte. Er hatte genug davon gelesen, um zu wissen, was bevorstand, und stieg mit verständiger ästhetischer Berechnung auf den Obelisk des Platzes, um von dort aus den Corso in seiner ganzen Länge überschauen zu können, wenn die Lichter angezündet wurden.

Bei dem ersten Zeichen, daß die Sonne im Sinken begriffen sei, zeigten sich erst einzelne Lichter, und als die Nacht mit der Schnelligkeit des Südens

hereinbrach, breiteten die flammenden Feuerpunkte sich überall aus, bewegten sich haufenweise auf den Straßen, stiegen die Häuser hinan, streckten sich auf langen Stangen von den Dächern empor, so daß es schwierig war, zu unterscheiden, wo das Licht der Erde aufhörte und die Sterne des Himmels begannen. Otto starrte dieses Alles mit fieberhafter Freude an als die plötzliche und vollständige Erfüllung einer Verheißung seiner Kinderjahre, damals, als sie mit Lichtern und beim Sternenschimmer über die alte Straße getanzt hatten.

Ein Knabe, der Wachslichter verkaufte, schrie ihm in's Ohr: Senza moccolo! (Ohne Licht!), und unwillkürlich kaufte Otto einen Stock, den der Knabe ihm emsiger Weise anzündete. Allein kaum brannte derselbe, als derselbe Knabe ihm das Licht auch wieder ausblies und schrie: Senza moccolo! Zuerst ergriff ihn ein unangenehmes Gefühl, als wenn der Knabe sich zu viel herausnähme; allein schnell war dasselbe von der Freude über den Süden beseitigt, wo der Arme durch den Broterwerb nicht gedemüthigt ist, sondern zugleich selbst Theil nimmt an dem Spiele. Diese Schelmerei und diese Freude, die allen Unterschied des Standes und Vermögens aufhob, die Tausende, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht, Nationalität und Religion, in einem einzigen

ungeheuren summenden Jubel verband, ergriff und packte Otto auf's Vollständigste. — Er bat ein junges Mädchen auf einem Wagen um Erlaubniß, sein Licht an dem ihrigen anzünden zu dürfen, erhielt dieselbe, blies ihr Licht aus, und während man vom Wagen herab laut lachend ihm ein scelerato (Bösewicht) nachrief, stürzte er sich mit dem Rufe: Senza moccolo! in das tobende Freudenmeer hinaus.

Der Strom führte ihn an die Stelle, wo er die Albaneserin sitzen gesehen hatte. Vor dem Balcon war eine Gesellschaft von Cavalieren, die einander wohl nie früher gesehen, aber jetzt sich vereinigt hatten, den Balcon zu stürmen. Derselbe wurde von einer Anzahl Herren mit Drahtmasken vor dem Gesichte und langen dünnen Stöcken in den Händen vertheidigt. Diese hatten bis jetzt jeden Angriff zurückgeschlagen, die Anstürmenden hinabgeworfen und deren Lichter ausgelöscht, und jedes Mal, wenn dieses geschehen war, erhob sich hinter den Herren eine Reihe von Damen, hoben die Lichter hoch empor und riefen in bacchantischem Jubel und triumphirend zu den Erstürmern herab ihr Senza moccolo!

Hier war Alles, was Otto in Versuchung führen konnte: Weiber, Kampf und Licht; er warf sich an die Spitze der Stürmenden, parirte die unzähligen

Hiebe, die lachend ausgetheilt wurden, ward von seinen Kampfgenossen emporgehoben, sprang auf den Balcon und, indem er sein Taschentuch nach allen Seiten schwenkte, schrie er wie besessen bei jedem Lichte, welches er ausblies, sein: Senza moccolo! Die Andern folgten ihm nach, die Kette der Vertheidiger war gesprengt, die Damen flüchteten sich in ein Seitencabinet; allein Otto folgte einer derselben und diese war die Albaneserin, blies ihr Licht aus, welches sie mit der Hand zu decken sich bestrebte, und donnerte sein freudetrunkenes: Senza moccolo!

„Ach, jetzt blies er mein Licht aus!" rief die Dame in dänischer Sprache, und in demselben Augenblicke erkannte Otto sie: Es war Camilla Hald.

Der Ton ihrer Stimme übte dieselbe entzückende Gewalt über ihn aus wie ehedem, und dieselbe steigerte sich noch wo möglich in diesem Augenblicke durch das Heimathliche, welches sich so plötzlich offenbarte. Er selbst hätte Nichts ersinnen oder dichten können, was in ihm so vollständig den Freudenlärm hätte übertreffen können, als diese weiche, klare dänische Frauenstimme, die wie Gesang im Kampfesgetümmel, wie ein stilles, labendes Licht inmitten des Feuerwerkes war. — So wenig kommt man

trotz Allem, was man erlebt, von dem hinweg, was die Seele einmal tief ergriffen.

„Ach, gnädige Frau! ich bitte um Verzeihung," sagte Otto, indem er ganz aus der Rolle fiel.

„Alle Wetter! — Das ist ja Otto Kroyer!" rief Hald, welcher jetzt vom Fensterbalcon zurücktrat, wo er sich tüchtig herumgeschlagen und auch die anderen Erstürmer nach wohlverrichteter Sache zurückgetrieben hatte. „Ih! — aber weßhalb hat man Sie denn hier in Rom nicht eher gesehen?... Meine Frau... Ja, Sie haben sie ja in Kopenhagen gesehen? Hier haben Sie sie wohl nur schwer erkannt; unsere Wirthin und die Tochter hier haben sie verkleidet; nicht wahr, sehr nett?... Wir trafen hier am Tage vor dem Carneval ein... Morgen reisen wir nach Neapel ... reisen Sie doch mit. Es ist gar zu angenehm, in Begleitung von Landsleuten zu reisen."

Otto lehnte diese Aufforderung, die kaum ernst gemeint war, höflich ab. Er hätte gern einige Worte an Camilla gerichtet; allein es war ihm, als wenn Das, was zwischen ihnen vorgefallen war, als Geheimniß einen Werth habe, ... und sie sprach auch kein Wort.

Hald fuhr fort: „Wir kommen diesen Sommer

nach der Schweiz; vielleicht begegnen wir uns dort. Kommen Sie nach der Schweiz?"

„Vielleicht," antwortete Otto, wünschte ihnen eine glückliche Reise und verabschiedete sich.

Kaum war er aus dem Hause getreten, als auch der Kanonenschuß erdröhnte. Alle Lichter verschwanden wie mit einem Zauberschlage, aller Jubel verstummte, Menschen und Wagen entfernten sich stumm und schnell durch die Seitengassen, wie von einem Leichenbegängnisse.

Der Carneval war todt, die Fasten begannen. — Otto wandte sich noch ein Mal dem Balcon zu; derselbe war leer und finster.

Es war, als sei Alles ein Mährchen, ein Abenteuer gewesen; es war, als habe er den magischen Schlüssel gehabt und sich in einem der Palläste Eingang verschafft, von welchen ihm in der Heimath geträumt, und als habe er jetzt den Schlüssel verloren.

Ohne daß er vermochte, sich Rechenschaft zu geben, von woher ein solches Gefühl käme, sprach es laut in seinem Innern: Jetzt ist die Jugend verrauscht; nach dieser wundergleichen Zeit wird mir das Geschick Nichts mehr schenken, sondern ich muß es ihm als Mann entreißen. Künftig

wird es ernst und stumm sein, wie diese Finsterniß.

So wie ganze Nationen in großen Momenten sich selbst Propheten sind, so sind es auch einzelne Menschen. Jedes poetische Gemüth hat dieses erlebt.

Siebentes Kapitel.

Wenn man irgend Etwas sehnlich erwartet und es kommt dann, so vermag man in der Regel nicht immer es zu erkennen.

Die ersten Tage nach dem Carneval waren kalt und leer, die Stadt war wie ein sommerlicher Wald, der plötzlich sein grünes Gewand verloren und mit den nackten Baumstämmen da stand; die farbigen Teppiche waren vom Corso verschwunden, alles Leben verstummt, die leeren Balcons waren gleichsam die Leichensteine auf dem gegipfelten Hügel der begrabenen Freude. Die Natur selbst hatte sich geändert, ein kalter, scharfer Wind strich die Straßen entlang; man spürte eine Sehnsucht nach dem Süden, und es war, als müßte man den davon geflogenen Zugvögeln folgen.

Otto ergriff das Buch, welches er umgewendet, als er damals einen Augenblick auf den Carneval gehen wollte; es war ihm zu Muthe, als läge ein Jahrhundert dazwischen. Aber die großen Kunst- und Dichterwerke waren dieselben geblieben in ungetrübter, lächelnder Jugend und mit einer Erhabenheit, die einen stillen Vorwurf gegen Diejenigen enthielt, die er vergessen hatte.

Er wagte es kaum, Sir James de Castro zu besuchen, aus Furcht, daß auch dieser zu den verschwundenen Carnevalsbildern zählen möchte.

Allein er fand de Castro im Hofe stehend, im Gespräche mit Fra Jacobeo. Der Mönch war nicht zu bewegen, daß er in ein Haus getreten wäre, in welches ihn nicht seine Pflicht gerufen, und er schien zwischen zwei gewaltigen Trieben getheilt: einer unwillkürlichen Furcht, das Haus zu betreten, und einem brennenden Wunsche, de Castro zu bekehren. Beide hatten schnell die Seite des Gegners entdeckt, wo derselbe am schwächsten war; der Mönch hatte die tiefe Bewunderung für das Christusideal bemerkt, und de Castro hatte herausgefühlt, wie der Mönch vor Sehnsucht zitterte nach dem stammverwandten Blute seines Geschlechtes.

„Es ist durchaus nicht Jehovah, der Euer Gott ist!“ rief Fra Jacobeo. „Ihr habt keinen Gott!

Die Lehre der Wiedervergeltung, die Ihr predigt, bedarf seiner nicht; Ihr habt dem Judenthume entsagt, weil Ihr aufgeklärter geworden; allein Ihr seid nicht bis an das Christenthum gelangt. Bittet die heilige Jungfrau, daß Eure Augen aufgethan werden! Hier ist ein Buch; es hat die große Kraft, Juden und Heiden zu bekehren."

De Castro nahm das Buch freundlich an und antwortete:

„Sie sagen, ehrwürdiger Bruder, daß bei der strengen Lehre von Gerechtigkeit und Wiedervergeltung Gott verschwinde. Das ist gerade, als wenn Einer eine gute Uhr hätte und deren Vortrefflichkeit lobte, allein deßhalb gerade läugnete, daß es Uhrmacher gäbe. Im Gegentheile, wenn man die geringste Ungerechtigkeit in der Weltordnung nachweisen könnte, wenn man nach einem schlechten Gedanken oder einer schlechten Handlung glücklich würde, oder nach einer guten Handlung unglücklich, dann dürfte man glauben, daß es keinen Gott gebe."

„Nun, das kennt man sattsam, es heißt Pantheismus."

„Nein, es heißt nicht Pantheismus; derselbe erblickt überall nur eine starre Ordnung; wir aber glauben an die Liebe, weil wir sie in uns tragen. Wer die Liebe hat, vernimmt Gott nicht als ein kaltes

Gesetz, sondern als eine lebenvolle Persönlichkeit, und Gott ist nirgends geoffenbart anders, als durch unser Geschlecht, mein Geschlecht und das Ihrige, ehrwürdiger Bruder."

„Ich gehöre keinem irdischen Geschlechte an!" schrie Fra Jacobeo mit flammenden Augen. „Hebe Dich hinweg von mir, Satan! Hüte Dich vor mir mit solchen Worten! Ich bin eingepflanzt in das himmlische Geschlecht David's, aufgenommen in dasselbe durch die Taufe. Du hast kein Recht, mich zu dutzen, Satan!... Ihr seid nicht gemeint, Signor; Satan spricht nur durch Euch, ohne daß Ihr es wißt... seine Worte sind scharfe, krumme Krallen... Hütet Euch, Gottes zu spotten und von Liebe zu reden! Wie könnt Ihr Euch unterfangen, von Liebe zu reden, der Ihr Denjenigen verleugnet, der am Kreuze gestorben, obgleich er immerfort an die verschlossene Thür Eures Herzens klopft! Fühlt Ihr denn nicht, daß ihm und allen seinen Heiligen und Märtyrern eine Gewalt innewohnt, von der Ihr Euch vergebens ausschließt? Das ist die Liebe, daß er Einlaß begehrt! Seht ihn hier, an diesem heiligen Kreuze!... Keine Verspottung, Satan!... Er ist entsprossen dem Schooße der allerheiligsten Jungfrau, gepeinigt, gekreuzigt durch Pontius Pilatus, auferstanden, nachdem er drei Tage im Grabe gelegen,

er ist gen Himmel gefahren, wo er sitzt dem Vater zur Rechten, und wird einst kommen, Lebende und Todte zu richten! Schaut empor!"

De Castro war erblaßt bei dieser gewaltigen und glühenden Anrede, und sowohl er als Otto blickten unwillkürlich gen Himmel, kaum in anderer Erwartung, als denselben offen zu sehen; allein ihr Blick begegnete nur der alten Baronin, deren Tochter und Alphons, die, herbeigerufen durch das überlaute Gespräch, auf den Balcon traten.

Fra Jacobeo starrte diese einige Augenblicke an, in offenbarer Geistesabwesenheit und ohne Sinn für Das, was er sah, kam aber dann wieder zu sich und grüßte mit geistlichem Anstande. Er frug mit weicher Stimme:

„Sind Mutter und Schwester Mendoza's hierher gekommen?"

„Nein, ehrwürdiger Bruder, das sind meine Tante, Baronin Mocatta, und ihre Tochter."

„Baronin? Ist die Jüdin mit den weißen Haaren englische Baronin?"

„Ja, und das mag ein sichtbares Zeichen sein, daß unser Geschlecht zu Etwas in der Welt bestimmt ist und eine Zukunft in ihr hat."

„Was gehen mich Eure Titel und Eure geistige Verblendung an!" rief Fra Jacobeo mit einer auf's

Neue emporlodernden Leidenschaft. „Ihr seid bestimmt, der heiligen Kirche zugeführt zu werden; widersetzt Euch daher nicht und verschließt nicht Eure Ohren!... Wollt Ihr morgen in unsere Klosterkirche kommen?“ fuhr er wieder fort. „Dort will ich Euch Botschaft von meinem Herrn verkündigen. Wollt Ihr kommen?“

De Castro versprach zu kommen.

„Gut, schön!“ antwortete der Mönch erfreut, und blickte noch einmal zum Abschiede die alte Baronin an. Er kehrte am Thore noch einmal um und sagte: „Ich will später wieder hierher kommen und mit Euch von meiner Predigt reden... nicht um Lob oder Schmeichelworte zu ernten; denn es ist der Herr, der das Gute in mir wirkt, wenn ich würdig bin, ihm zu dienen.“

Am folgenden Morgen gingen Otto und de Castro in die Kirche. Fra Jacobeo predigte und strebte nach katholischer Weise einen Gedanken durch Bilder oder Parabeln anschaulich zu machen. Der Kern der Rede war die Erzählung von einem frommen Eremiten, welcher nicht im Stande, den Lauf der irdischen Dinge zu begreifen, Gott um eine Offenbarung anflehte. Da erzeigte Gott ihm die Gnade und ließ ihn im Traume in den Himmel treten, und er sah dort die Menschen von der Erde ankommen,

jeden mit zwei Packeten, eines mit guten, das andere mit bösen Thaten; beide wurden gegen einander gewogen, und das Urtheil fiel aus je nach dem Uebergewichte. Zuletzt trat eine alte Jungfrau ein, ein sehr großes Packet von guten Thaten tragend und ein ganz kleines von Sünden. Beide Packete wurden gewogen und das Urtheil lautete auf Verdammniß. Da schrie der Eremit laut und that Einspruch; allein der Engel, der ihn geleitet, gebot ihm, das große Packet mit den guten Thaten zu öffnen, und siehe, alle waren aufgeblasen von „Rücksicht auf die Leute," und deßhalb hatten sie nicht das kleine Packet Sünden aufwiegen können. „Daraus erhellt nun," fuhr der Redner fort, „daß es nicht das Thun ist, oder Lob und Anerkennung der Welt, worauf es ankommt, sondern auf den rechten Sinn, die demüthige Liebe, wie unser Erlöser damit uns vorangegangen" — und nun folgte eine beredte, glühende Mahnung zu Glauben, Beichte und Buße.

Nachmittags kam Fra Jacobeo, um den Eindruck seiner Predigt zu erfahren und denselben womöglich zu verstärken. Allein kaum daß die Rede darauf kam, sagte de Castro: „Sie sagten gestern, ehrwürdiger Bruder, daß Sie Botschaft von Ihrem Herrn bringen wollten; wissen Sie, woher die Erzählung von dem Eremiten stammt?"

„Ja," antwortete der Mönch, „das weiß ich; von mir selbst, weil ich sie selbst erfunden habe, der Wahrheit zum Gewande zu dienen."

„Das mögen Sie allerdings glauben, weil Sie nicht wissen, daß dieselbe einfach in Ihrem Gedächtnisse haftete; die Erzählung findet sich bei uns."

„Beweise! Wo?" schrie Fra Jacobeo.

„Ich werde das Buch holen; es heißt: Kiddu-schin Jeruschalaim; der Text hat aber gleichlaufend eine lateinische Uebersetzung."

„Geht! macht schnell, holt das Buch!" rief der Mönch gebieterisch und ängstlich.

De Castro brachte das Buch, und Fra Jacobeo las seine Rede fast Wort für Wort gedruckt in dem uralten Werke. Er stieß ein Geschrei aus, blickte wild um sich und rief: „Es ist der Teufel, der mir Etwas vorgaukelt mit seiner Lüge!... Ich kenne Dich, Du Erzfeind! Gedenkst Du noch, daß ich Dich früher gezüchtigt habe? Wie schmeckte Das?... Hast Du jetzt nicht dieses Haus hingestellt und willst mir einbilden, daß es in der Wirklichkeit hier steht und ein Haus ist, um mich darin wie in einem Netze zu fangen?... Aber ich sage Dir: Hinweg! Im Namen Christi! Hinweg! Jetzt will ich Dir zum Hohn und Spott durch die Kartenwände Deines Gaukel-

hauses geraden Weges in mein Kloster gehen. Hinweg! Jetzt fährt der Streiter Christi hervor!“

Er stürzte sich mit diesen Worten gegen die harte Wand, prallte zurück und blieb wie leblos auf dem Steinpflaster liegen; das Blut rieselte an ihm herab.

Es währte lange, bis man durch Aufgebot aller Mittel ihn zum Bewußtsein brachte, und es war ein trauriger Anblick, zu sehen, wie er sich davonschleppte nach Hause — wenn sonst das Kloster eine Heimath genannt werden könnte — denn Begleitung wollte er nicht annehmen.

De Castro sagte niedergeschlagen: „Ich bringe ihm und er mir nur Unruhe, ohne daß es Einem von uns frommt, und er ist ein Mensch, mit dem man auf halbem Wege nicht zu Ende kommt.“

Einige Tage später, als Fra Jacobeo wiederkam, geschwollen und grün im Gesichte und mit blutunterlaufenen Augen, schaarten die italienischen Diener des Hauses sich um ihn und empfingen ihn nicht wie einen Menschen, sondern wie einen Heiligen. Wäre der Palast durch seinen Sturmlauf eingestürzt, sie hätten ihm nicht tiefere Ehrfurcht bezeigen können, und es war klar, daß es ihm nur ein Wort würde gekostet haben, und sie hätten die englische Herrschaft sammt den englischen Dienern ge-

tödtet. Es schien, als gäbe er nicht Acht hierauf; er schleppte sich in den Hof, schielte einen Augenblick nach dem Balcon hinauf, auf welchem er die alte Baronin gesehen hatte, und wollte sich dann wieder hinweg begeben.

De Castro kam herab in den Hof und begrüßte den Mönch, der zur Ueberraschung milden Sinnes war. Er sagte: „Der Herr ist gütevoll und gnadenreich und vermag die Dornen in Rosen umzugestalten, ohne daß wir es verdient haben. Ich glaubte gegen den Satan zu stürmen, und er nahm mich in seine Arme. Ja, er drückte hart, so daß es äußerlich sehr häßlich aussieht; das erfuhr einst Jacob, der lahm ward unter seinem Drucke; allein innerlich! Seit jenem Augenblicke bin ich befreit und kann ungestört beten. Sonst während des Gebetes kam der Böse stets und flüsterte mir zu . . . ja, Ihr Ungläubigen wißt es nicht, wie der Katholik während des Gebetes umstrickt ist! Wie der Böse kommt und die abscheulichsten Gedanken einflüstert! Denn wir besitzen eine Seele, deren Besitz ihm sehr köstlich sein würde. Doch Ihr wißt es nicht; denn er braucht sich nicht viel Mühe Euretwegen zu machen; selbst Euer Gebet paßt in seinen Kram, er läßt Euch immer beten. — Aber jetzt bin ich so ruhig, so still ist mein Inneres — — es müßte

denn eine neue List sein vom Satan, daß ich Sehnsucht verspüre, das alte weißhaarige Weib zu sehen, das meiner Mutter so ähnelt. — Ha! kleidest Du Dich in die Gestalt meiner Mutter?... Ich muß nach Hause!"

An de Castro nahm man während dieser Tage nur Gemüthsleiden wahr. Er sprach nicht anders von dem Mönche, als in dem Tone der innigsten Liebe, Sympathie und Wehmuth. „Ja, wenn man, wie er, Christ sein könnte! Wenn man es nur könnte!... Allein was richtet er für seine Mitmenschen aus? Was würde geschehen, wenn wir so uns hingäben und zurückzögen und in's Kloster gingen?... Und doch, was richten wir Andern aus?"

Der Gegensatz zwischen de Castro und seiner Familie war ein großer. Während er sich mit bewundernder schmerzlicher Sympathie zu Fra Jacobeo hingezogen fühlte, und es bedurfte, alle seine Gedanken zu sammeln, um den Sturmlauf des Mönchs abzuwehren, fürchteten die Baronin und Mirjam diese unruhige und wilde Erscheinung, und Sir James fand sich mit ihm ab, indem er ihn einen Schwärmer nannte.

Ein Lieblingsvergnügen der Baronin war, Nachmittags auf die großen Anlagen auf dem

Monte Pincio, la Passeggiata genannt, zu fahren, woselbst alle Fremde und die großen Familien Roms sich in der Regel zu Wagen, zu Fuß und zu Pferde zeigten, und wo eine Art Rundschau über die Reichthümer und die Schönheiten Europa's ist. Nach dem Carneval hatte dieser Ort zwar an Zahl der Besucher, aber nicht an Charakter verloren. Sie lud Alphons und Otto ein, mit zu fahren, und in Folge dessen mußte nun auch de Castro Theil nehmen, wenn auch mit widerstrebendem Gemüthe.

Otto glaubte selbst diesen beiden reichen Welten anzugehören. Er glaubte nämlich ein geheimes Einverständniß mit seinem Schicksale zu haben, welches, meinte er, ihn jetzt durch Glück dahin führen wollte, um aus ihm etwas Gutes und Großes zu machen. Indem er mit den Augen die Herrlichkeit der Passeggiata einsog, schien dieselbe ihm die seinige zu sein und seiner Seele zur Nahrung geschenkt zu werden, und wenn er an Fra Jacobeo und alles Uebrige dachte, was er in Rom erlebte, und von den gewaltigen Stimmungen ergriffen ward, wollte die poetische Lebenskraft nicht der Angst und dem Schmerze weichen, welche sie im Gefolge hatte; das Ganze schien ihm in seiner Ungewohntheit an Wirklichkeit zu verlieren und sich in Bilder zu verwandeln, die ihm geschenkt würden,

Bruchstücke des jüngsten Tages. Dieses theilte ihm gegenüber dem ganzen Dasein einen tiefen, halbdunkeln farbigen Hintergrund mit, welcher nicht in directer Beziehung zu seiner Persönlichkeit stand, so wie es der Fall in der Heimath sein würde. — Denn aus der Heimath giebt es keinen Ausweg und keine Flucht, als den Tod.

Als die Anderen zurückfuhren, schlug de Castro ihm einen Spaziergang in den Garten der Villa Borghese vor, dicht unter dem Berge an der Porta del popolo, und das Gespräch kam bald auf Fra Jacobeo.

Otto machte die Bemerkung, daß stets als etwas ganz besonders Gewaltiges vor ihm stehe der Glaube des Mönchs, daß die Mauern zurückweichen würden; indem er ihn gegen dieselben anprallen sah, erhielt er selbst innerlich einen unbeschreiblichen Stoß.

„Ja," antwortete de Castro, „das entspringt dem Katholicismus. Es ist nicht zu leugnen, daß derselbe consequent ist; so wie er buchstäblich an die Wunder der Vorzeit glaubt, so glaubt er auch an deren Möglichkeit noch heute. Hier ist es noch möglich, zu sehen, daß der Papst einen Verstorbenen heilig spricht und dies damit begründet, weil derselbe nachweislich Wunder gethan hat. Derselbe

Glaube wohnt auch dem naiven Judenthume bei, und diese Naivität hat etwas Gewaltiges an sich... so daß man Diejenigen beneiden möchte, die sie besitzen."

„Sie glauben also an Wunder?"

Nach einigem Zögern antwortete de Castro: „In einer Beziehung muß ich Nein, in einer andern Ja sagen. Ich habe mich in meinem Leben so abhängig von dem Unsichtbaren, mich von demselben so wunderbar unterstützt gefühlt, daß alle und jede mathematische Verständigkeit zu Schanden ward. Ich beklage jeden Menschen, der nicht etwas Aehnliches erfahren hat. Sollte ich es in nüchternen Ausdrücken erklären, so müßte ich wiederholen, was ich schon früher gesagt habe, daß nämlich die himmlische Gerechtigkeit von der irdischen, welche dem Sünder den Kopf abhaut, verschieden ist. Die Nemesis hat bei all' ihrer Strenge etwas positiv Gutes zum Zwecke. Im Dasein ist eine überschießende Summe von Liebe vorhanden, welche bewirkt, daß wir ein wenig über Verdienst belohnt und ein wenig unter Verdienst gestraft werden. Der Quell der Liebe hört nie auf zu fließen, von allen Wegen, selbst von den entsetzlichsten her ist derselbe zu erreichen, und dieses scheint mir das größte Wunder der Welt zu sein. — Aber ich habe in der moralischen Welt nie bei aller

dieser Milde — wie wir es von dem Standpunkte menschlischer Gerechtigkeit aus nennen müssen — die geringste Willkür entdecken können; im Gegentheile scheint mir Alles, was auf die Entwickelung unserer Seele, auf deren Rettung oder Verderben Bezug hat, auf dem unverrückbaren Gesetze der Wiedervergeltung zu beruhen, so daß den, welcher Böses denkt, spricht oder thut, wieder Böses trifft, dagegen dem Frommen nur Heil zu Theil wird. In dieser Hinsicht können wir nie im Zweifel sein. Eines können wir allerdings nicht erklären: Werden und Vergehen. Allein zwischen diesen beiden äußersten Punkten ist Alles fest und sicher: eine Welt, die auch im Kleinsten von moralischer Gesetzmäßigkeit durchdrungen und durchwebt ist. Wir können dieses Gesetz verletzen, es ist elastisch und giebt daher nach; wir können es zurückdrängen; allein unsere Kräfte finden in diesem Falle doch irgendwann ein Grenze und dann wirft die elastische Kraft des Gesetzes uns wieder zurück und wir haben Zeit und Kraft verloren und müssen neue Kraft und neue Zeit aufwenden, und diese neue Zeit, oder dieser neue Zeitbegriff ist die Ewigkeit. Da öffnet selbst das Leben uns die Augen für Das, was vor dem Werden war und nach dem Vergehen ist. Das Leben ist ja der Tod, das Leben ist ja ein immerwährender Umsatz von Zeit-

lichkeit und Ewigkeit, oder soll ein solcher sein, und die Anliegen unserer Seele werden mit dem Leben abgeschlossen. Einer unserer großen Lehrer, Rabbi Jacob, hat gesagt: Eine Stunde, während welcher ein Mensch Buße und Gutes thut in diesem Leben, ist fruchtbarer, als das ganze Leben jenseits; denn jenseits ist kein Kampf und keine Entwickelung."

„Ja," sagte Otto, „das begreife ich wohl, allein damit ist die eigentliche Frage nicht beantwortet. Das Schreckliche, das immer, wenn man daran denkt, vor Einem steht, ist ja, ob das Buch, von welchem unsere Seligkeit abhängig sein soll, indem es uns Botschaft von „dem wahren Gott" bringt, selbst Unwahrheit enthält. Glauben Sie, daß Moses die Gewässer des Nil in Blut, oder gar Christus das Wasser in Wein verwandelte, oder den todten Lazarus zum Leben erweckte?"

De Castro antwortete: „Wenn ich von solchen Dingen reden soll, dann müssen Sie sich darein finden, daß ich die Sache nach meiner Art nehme. Die Worte der Bibel gehen von der Gewißheit aus, die z. B. Goethe in den Strophen beschreibt:

„Denn wer Gefahr und Tod nicht scheut,
Ist Herr der Erde, Herr der Geister."

Sie spricht nicht von den Wundern, von den außergewöhnlichen und blendenden Ereignissen, als von

Etwas, was ausschließlich der Willkür eines Gottes entstammt. Deßhalb thaten die Weisen Egyptens eine Menge sogenannte Wunder, und gleichzeitig mit Christus lebte ein Anderer, welcher Dämonen austrieb, d. h. wunderbare und große Dinge durch die Gewalt seiner Persönlichkeit ausrichtete. Durch die Bibel geht der Gedanke, das steht fest: Strebe ein großer und heiliger Geist zu werden, und du wirst die profane Welt beherrschen, du stehst unabhängig ihr gegenüber. Aber man muß es persönlich erstreben. Die Bibel ist entstanden durch menschliche Organe und hat, bezüglich einer gewissen Bildung, von diesen Organen ihre Gepräge. Die Aufgabe der Bibel ist nicht, Geologie, Mathematik, Geographie oder dergleichen zu lehren — Gegenstände, die unsern Geist zwar nahe berühren, aber in welchen ein Mensch doch immerhin irren mag, ohne daß dieses sein Unglück ist. Sie will das mittheilen, wovon man nicht ohne Schaden eine falsche Ansicht haben kann, und überläßt das Uebrige der freien Entwickelung. Die Wahrheit der Bibel ist durch die Erfahrung des inneren Lebens zu prüfen."

„Allein, wenn es nun wahr wäre, was behauptet wird, daß man sie nicht prüfen kann, wenn man nicht gläubig ist?"

„Alsdann muß geantwortet werden: Prüfe, ob

es so die Wahrheit ist; prüfe, um es zu prüfen, und werde inne, zu welchem Glauben es führt."

„Aber es ist entnervend, dergleichen Proben und Versuche zu machen, gleichsam ein chemisches oder physikalisches Experiment auf dem Gebiete unsers Innern. Ich habe es versucht, mich dem persönlichen Gotte der Kirche hinzugeben; da begannen Bilder und Statuen mich anzuschauen und mir zu winken, aus jedem Winkel drohte das Ungereimte hervorspringen zu wollen, der mächtige Drang nach Forschen und Erkenntniß der Wahrheit schien mir ein kindisches Unternehmen, nur in uns gelegt, um uns ein Spielzeug zu geben, ich selbst schien mir ein Stäubchen, von wunderlichen Windstößen bewegt, ich vermochte nicht heraus zu finden, was ich sei und was ich nicht sei, und wenn ich wachend auf diesen Zustand zurückblicke, so scheint es mir, als möchte ich lieber, wenn es einen Teufel gäbe, Teufel sein, aber frei, als Engel und unfrei, der Schooßhund einer Persönlichkeit."

„Das klingt gut genug," antwortete de Castro; „allein denken Sie nur den Gedanken zu Ende und vergegenwärtigen Sie sich, was ein Engel sein würde, wenn ein solcher existirte: Das freieste Wesen, über alle und jede Unlauterkeit erhaben, glückselig nur, indem er das Gute empfindet und erkennt, was

dasselbe ist als der Wille Gottes. Aber darin haben Sie Recht, daß man die Probe nicht machen kann, wie man ein physikalisches oder chemisches Experiment macht. Die Religion ist keine Sache der Erkenntniß, sondern will erfahren sein, ein immerwährender Um- und Aufbau. Das Leben bietet die Materialien dazu dar. Wir müssen eine Ruine oder einen Tempel haben; der Tempel Salomon's wird nicht mehr auf dem Berge Moria, sondern in den Herzen aufgebaut, eine Veste gegen das Heidenthum. Kein Land ist das Land des Exil's, kein Geschlecht ist verworfen, wenn auch mein Geschlecht, wie ich glaube, als der ältere Bruder der Familie, der Erstgeborene der Liebe ist. Durch uns ist die hohe Intelligenz, welche geheimnißvoll im Schöpfungsaugenblicke in uns gelegt ward, zur Offenbarung gelangt."

Nach einer Pause sagte Otto:

„Sie sprachen vorher von einem Quell der Liebe. Wenn dieser nicht angesammelt ist außerhalb der Welt, so muß er in der Welt in Thätigkeit sein."

„Ganz gewiß, und zwar an dem einzigen Orte, wo es in sichtbarer Gestalt der Fall sein kann: im Menschen. Er ist z. B. sichtbar in den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, in dem Vererben von Gutem und Bösem, von Glück und Unglück, welches die Worte der Schrift bestätigen. Dieselben Eigen-

schaften, durch welche die Eltern Gutes thun oder sich versündigen, haben Gewalt über ihr Wesen und bedingen dadurch die Erziehung, welche den Kindern zu Theil wird. Es ist fast unmöglich, sich dazwischen zu legen und es vollständig zu verhindern; die moralische Consequenz, oder, wie man häufiger sich ausdrückt, die Fäden des Schicksals sind so stark und fein gewebt, daß eine totale Sonderung unmöglich ist. Allein auch Andere wirken dessenungeachtet auf die Kinder und sind mitbestimmend bei ihrer Erziehung und ihrer Zukunft. Der erlösende Gott läßt Andere von höherer Erkenntniß den Kindern zu Hilfe kommen, und das sind die Gnaden-Acte des Daseins in einer religiös-aufgeklärten Gemeinde, daß die rettende Macht dieser Gemeinde nach und nach den Fluch lös't, welcher sich im Geschlechte vererbte."

De Castro versank in Gedanken, gleichsam ergriffen beim Zurückschauen auf die Erfahrungen von Schmerz und Freude, denen seine Worte entsprungen.

Während dieser Zeit kam ein leichter Windstoß und bewegte sanft einen Zweig gegen Otto's Wange; er blickte empor: es war ein Lorbeerzweig. Eine Weile hatte er fast vergessen, daß er in Italien war; nun erwachte er zur Wirklichkeit und zum Anschauen der Farben der sinkenden Sonne, die jetzt am Himmel

strahlten. Die sanfte Berührung des Lorbeerzweiges schien ihm ein freundlicher Gruß des Schicksals und eine Verheißung von Ehre und Herrlichkeit als Vergeltung dessen, wovon seine Seele in diesem Augenblicke erfüllt war — denn er glaubte, weil er es so wohl begriffen und erfaßt hatte, lebe es jetzt in ihm. Es kostete ihm Ueberwindung, sein Glückseligkeitsgefühl zu bezwingen. Er sagte mit gedämpfter Stimme: „Welcher Abend! welche Farben!"

De Castro erwachte und sagte lächelnd: „Unsere alten Rabbiner haben gesagt, wenn die Rede von Gott ist und Einer sagt, es ist schönes Wetter, der soll verdammt sein — können Sie das Räthsel lösen?"

„Nicht sogleich .... vielleicht mit der Zeit," antwortete Otto heiter, indem sie sich nach Hause begaben.

Inmitten dieser idealen Sorgen und Beschäftigungen tauchte plötzlich etwas Neues auf.

Als Otto eines Abends bei der Familie Sir James' eintrat, gewahrte er an dem Ausdrucke aller Gesichter, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sein müsse. De Castro empfing ihn mit den Worten: „In Paris ist Revolution."

„Hurrah!" rief Otto wie außer sich.

„Weßhalb erweckt das eine solche Freude bei Ihnen?“ frug de Castro.

„Ich weiß nicht ... verzeihen Sie ... aber es ist ... es kommt mir vor als ein Posaunenstoß des jüngsten Tages!“

De Castro erzählte nun, daß ein Courier eingetroffen sei und berichtet habe, daß man den ganzen Tag am 23. Februar in Paris gekämpft und daß die königlichen Truppen überall zurückwichen. „Morgen,“ fügte er hinzu, „erwarten wir neue Nachrichten mit dem Dampfschiff von Marseille. Ich reise in wenigen Augenblicken nach Civitá Vecchia, um unsern Courier am Landungsplatze zu empfangen.“

De Castro las einen Wunsch in den Augen Otto's und bot ihm einen Platz im Wagen an, welchen Otto mit Freuden annahm, indem er zugleich nach Hause eilte, um seinen Mantel und seine Waffen für die nächtliche Reise zu holen.

Gegen alle Gewohnheit stockte das Gespräch zwischen ihnen. Was die Gemüther Beider beschäftigte, war zu groß, zu unbekannt und zu gleichartig, als daß nicht Jeder sich mit überwiegender Neigung seinen Gedanken hätte hingeben sollen.

Nach Verlauf einiger Zeit war de Castro eingeschlummert und erwachte in Folge eines durchdringenden Pfeifens. Otto saß neben ihm, die Pistolen

in der Hand, und hatte außerdem die Reisewaffen de Castro's blos gelegt, so daß dieser sie nur zu ergreifen brauchte. Otto's Wangen glühten und seine Nasenflügel waren erweitert, das untrügliche Zeichen eines Gemüthes, welches Gefahr ahnt.

Es zeigte sich bald, daß das Pfeifen nur von einigen Ziegenhirten kam, die sich um ein großes Feuer vor einer Osterie gelagert hatten, woselbst der Kutscher gleich darauf anhielt, um die Pferde ausruhen zu lassen. Gleichzeitig kamen Reisende von der entgegengesetzten Seite, und man bemerkte, daß ihnen, indem sie durch die große Vorhalle schritten, wo eine Menge Leute aller Art, Hirten, Vetturinen u. s. w. versammelt waren, dieselben Wein anboten und dazu aufforderten, in den Ruf: Es lebe Frankreich! einzustimmen.

„So schnell verbreitet sich ein Gerücht," sagte de Castro, als er den Ruf vernahm.

Als Otto in das Zimmer trat, sprang ein Mann auf ihn zu und reichte ihm ein halb geleertes Glas mit dem Rufe: Es lebe Frankreich!

„Weßhalb?" frug Otto.

Diese Frage und die Art und Weise, in welcher sie gestellt wurde, imponirte den Leuten, so daß sie demjenigen, der gefragt hatte, zuriefen: „Ha ragione! Dice bene! Perchè? He!"

Aber ein älterer Mann erhob sich und sagte: „Die junge Excellenza wünscht vielleicht zu rufen: Es lebe Oesterreich!“

Es trat eine Todesstille ein, die Blicke Aller hingen an den Lippen Otto's, als wollten sie da die Antwort lesen, bevor sie ausgesprochen ward.

Otto nahm das Glas und sprach die italienischen Strophen:

„Evviva la libertà,
E chi goder la sa,
E chi non la sa goder,
Giorno e notte sospir!“

Der Jubel kannte nun keine Grenzen, und als Otto und de Castro wieder zu Wagen stiegen, geleitete man sie mit brennenden Holzscheiten aus dem Kamine und unter dem Rufe: „Evvivano i due milordi!“

Bald nach ihrer Ankunft in Civitá Vecchia lief das Dampfschiff ein, und als de Castro seine Depesche erbrach, lag das ganze Ereigniß vor ihm ausgebreitet, die Republik proclamirt, Lamartine an der Spitze der provisorischen Regierung, „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!“

„Ja,“ sagte Otto, „jetzt muß der Dichter regieren, denn jetzt soll die Poesie eine Wahrheit werden!“

Er bat de Castro, eine Zuschrift mit an Alphons

zu übernehmen, damit er seine kleinen Geschäfte geordnet und sein Gepäck nachgesandt bekäme, und als de Castro erstaunt nach dem Grunde hierzu frug, erklärte er, sofort nach Paris reisen zu wollen.

„Weßhalb?" frug de Castro.

„Weßhalb? — Weil es Eile mit mir hat! Vermag ich nicht in einer Weise ein Fra Jacobeo zu werden, so vermag ich es in einer andern!"

„O," sagte de Castro, „wenn Sie in seinem Namen abreisen wollen, dann bin ich versucht, zu sagen: Gehen Sie mit Gott, rennen Sie gegen Mauern oder gegen Bajonnette, es ist Glückseligkeit."

„Und doch," fuhr de Castro fort, indem er Otto's Arm ergriff und ihn längs der Meeresküste dahin führte, „bedenken Sie doch einen Augenblick die vernünftige Seite der Sache. Was wollen Sie in Paris?"

„Das Leben einsetzen, um es zu gewinnen!"

„Ja, ja, ich glaube, es wohnt Ihnen eine Macht inne. Allein, bedenken Sie, daß die Franzosen in Bezug auf die Politik das eifersüchtigste Volk der Welt sind. Ein Fremder vermag sich zwar bei ihnen empor zu schwingen, jedoch stets innerhalb gewisser Grenzen, und muß dann gehoben werden, entweder durch die geheimen Gesellschaften oder durch Frauen. Aber, so viel ich beurtheilen kann, kommen Sie

allein und unbekannt, ohne die Befähigung, in Etwas einzugreifen und etwas Anderes zu werden, als ein Tropfen im Ocean. Bleiben Sie hier, wo Sie Freunde haben, die doch nicht gerade ganz ohne Einfluß sind. Ich und die Meinen haben Arbeit, an welcher ein Mann Theil nehmen kann; versuchen Sie es und verhalten Sie sich im Uebrigen ganz ruhig. Sie brauchen nicht zu der Revolution zu reisen; dieselbe wird schon von selbst zu Ihnen kommen, mögen Sie sein wo Sie wollen auf dem Continent."

Dieses war in dem Grade vernünftig und überzeugend, daß Otto sich fügte, wenn auch mit Widerstreben.

Er sagte zu de Castro: „Ich vermag Ihnen nicht genug zu danken für Ihre Freundschaft! Ich nehme es an und will Ihnen gehorchen. Allein ich kann nicht leugnen, daß ein Gefühl in meinem Innern in Aufruhr sich befindet. Zum ersten Male in meinem Leben gehorche ich nicht meinem eigenen Willen."

„Dann beginnen Sie die Revolutionszeit damit, den Aufruhr in Ihrem Innern zu unterjochen. — Frühstücken wir jetzt und reisen wir darauf zurück!... Jetzt aber möchte ich Sie doch darauf aufmerksam machen, daß man, als man diese Nacht Frankreich

und die Revolution hierher brachte, gerade eben so gut in seinem Rechte war, als Sie es zu Hause bei uns waren. Auch Sie konnten nicht sagen, weßhalb!"

„Gewiß nicht, aber ich forderte auch nicht, daß Andere in den Ruf einstimmen sollten, und ich will mich nicht von dem Pöbel beherrschen lassen."

„Und Sie wollten Theil an der Revolution nehmen?" bemerkte de Castro lächelnd.

„Ja, dafür vermag ich kaum Gründe anzugeben," rief Otto; „aber es zittert in meinem Innern, ich vermag mich kaum vor Ungeduld zu fassen. Ich habe halb kindisch früher an all' diesem herumgetappt. Ich habe, so weit ich zurück denken kann, immer eine Vorstellung von einer Zeit gehabt, wo die Erde gleich einem Garten werden müßte für das freie, glückliche Menschengeschlecht, wo wir Alle Verwendung für unsere Kräfte finden, Alle mit Eifer und Freude arbeiten sollten. Alsdann würden wir uns Abends um den Apfelbaum vereint finden und im Grase die goldenen Steine auflesen, mit welchen wir im Morgenroth der Zeit gespielt haben. Jetzt ist der Signalschuß gelös't, — ich begreife nicht, weßhalb es so lange dauert, bis Alle sich erheben!"

„Ach, das ist Poesie," sagte de Castro; „der einzelne Glückliche findet sie am Abende des Lebens."

„Aber ich habe die Zeit nicht, so lange zu warten!“ rief Otto. „Mag der Baum nicht dort stehen, wenn ich es nur glaube und um ihn kämpfen darf gegen Jedweden. Ich halte es nicht länger aus, so herumzuziehen und schöne Gefühle zu nähren. Sehen Sie das nicht als Undankbarkeit an, allein, menschlich erwogen, tragen Sie eine Verantwortung, daß Sie mich zurückgehalten haben.“

„Wohlan, ich nehme die Verantwortung auf mich, und ich verspreche, Sie nach bester Ueberzeugung zur Thätigkeit zu führen.“

Alle Menschen in der „ewigen Stadt“ wollte es bedünken, es sei eine Offenbarung geschehen. Selbst diejenigen, welche das Ereigniß mit Furcht und Sorge ansahen, faßten die Revolution als ein großes Strafgericht, als eine Eruption des lange zurückgehaltenen Unwillens der Idee gegen einen König auf, welcher durch ein Unrecht den Thron bestiegen, und gegen die Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, die gedacht hatten, wie der reiche Bauer in dem Gleichnisse. Außerdem übt der Erfolg eine große Gewalt auf das Gemüth der Mehrzahl der Menschen aus. Man wurde geneigt, in der Volksmasse, die sich mit einer so plötzlichen und unwider-

stehlichen Gewalt gezeigt hatte, etwas Geheimnißvolles, Berechtigtes anzuerkennen, in ihrer Stimme die Stimme Gottes zu hören. Man mochte Furcht hegen bei der Verbreitung des Rausches, wie bei dem Weine, der schwachen Constitutionen gereicht wird; allein man glaubte doch, es sei Wein.

In kurzen, rasch auf einander folgenden Zwischenräumen kamen nun die Nachrichten von unermeßlichen Volksaufzügen, von der Prozession verschiedener Nationalitäten durch Paris unter dem Rufe: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! und es wogte alsdann über die Menschen dahin gleich jener Stimme freundlich-milder Winde, in welchen Gott zu dem Propheten geredet — aber, sonderbar genug, man griff zu gleicher Zeit nach Waffen, schliff Dolche und Säbel, bildete freiwillige Compagnieen, und zuweilen maßen diese einander mit einem Blicke, als seien sie künftige Feinde.

Allein bei allem diesem Gähren und Wogen, während Einige von der Hoffnung ergriffen wurden, daß Rom in wunderbarer Weise wiederum die Hauptstadt der Welt werden würde, während die Mehrzahl sich einem übermäßigen Glauben an die unendliche Gewalt und Kraft der Menschheit überließ, während Alle Alles erwarteten, Niemand aber noch etwas Bestimmtes für sich, war es, als sei die ganze Welt

in einen Corso umgestaltet und als wenn die Carnevalsfreude nur darauf denke, sich zu zeigen.

Otto stieß auf den deutschen Künstler, welcher der Freiheit und dem Hellenismus das Wort geredet hatte.

„Nun,“ rief dieser, „bei welchem Regimente steht mein Bruder Dänemark?“

Otto wußte nicht, daß man päpstliche Corps bildete, in welche Fremde eintreten konnten, und frug, was er wohl meine.

Der Künstler antwortete: „Nicht sind es Regimenter unter den alten Fahnen und mit den alten Vorurtheilen, die jetzt gebildet werden; diese sind es gerade, die wir bekämpfen. Wir haben diesen Abend eine Versammlung, um eine Cohorte gegen die Despotie in allen Gestalten zu bilden. Ich habe von Ihnen gesprochen; wollen Sie dabei sein? Verschwiegenheit? Handschlag? — Gut! Loosung: Brutus!“

Otto stellte sich Abends in einer Villa außerhalb Rom's ein. Als er die Loosung gegeben, wurde er in einen großen Saal, mit Grün ausgeschmückt und reich erhellt, geführt. In dem einen Ende des Saals standen die Flaggen aller Nationen, die man hatte habhaft werden können, und über diesen erhob sich eine große dreifarbige Fahne mit der Inschrift:

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Vor den Flaggen selbst war eine Pallas-Athene aufgestellt und in einiger Entfernung von ihr die mediceische Venus, Bacchos, der vatikanische Silen mit dem Bacchoskinde und der capitolinische Faun. Eine ziemlich zahlreiche Versammlung Deutscher, Franzosen und Italiener befand sich hier, und Einer trat vor und hielt eine Rede, in welcher er sagte, daß, so wie dieser Saal in Grün gekleidet sei, so lege jetzt die Menschheit ihre rechten Farben, die der Hoffnung, an, das Gemüth erhebe sich männlich, streife jede Mystik ab und erkenne seine Götter, die Symbole der heiligen Natur, der freien Lebensfreude über diese Erde, die Erde, der Menschen gemeinsames Eigenthum und ihre holde Amme, an.

Darauf wurde eine symbolische Handlung vorgenommen. Ein Mönch wurde mit verbundenen Augen eingeführt. Man frug ihn, ob er zu dem rein Menschlichen schwöre und es anzuerkennen wünsche, und als er Ja geantwortet, wurde ihm die Binde von den Augen genommen und man zeigte ihm Athene — den Geist, und Bacchos und Venus — den Körper. Er schlug die Kutte zurück, trat auf Bacchos zu, schaute mit lüsternem Blicke nach dessen Trauben und that, als wenn er von ihnen pflückte und mit großem Behagen verzehrte.

Darauf schritt er weiter, verbeugte sich tief vor Athene und warf der Venus, indem er an ihr vorüberschritt, ein obscönes Liebeszeichen zu. Es hatte den Anschein, als schwanke die Stimmung der Versammelten einen Augenblick, allein nach kurzem Schweigen brach man in Gelächter und Beifallsbezeigungen aus.

Otto war so tief in die Ceremonie versunken und hatte so vollständig die Götter für Wirklichkeit genommen, daß er unwillkürlich erwartet hatte, Venus solle sich bewegen und Athene mit ihrem Speer den Mönch auf den Rücken schlagen; — bei dem Gelächter erwachte er zur ganzen Wirklichkeit, erhob sich und verließ den Saal.

Draußen standen Cypressen und Pinien vom Mondschein beleuchtet, und in einem marmornen Bassin stand ein Triton, fast überwuchert von Epheu, einen Wasserstrahl emporsendend, welcher in dem geheimnißvollen Lichte flimmerte und plätschernd in das Bassin herabfiel.

Für ein stark bewegtes Gemüth, das da glaubte, die Zeit sei gekommen, wo die Menschen alle Räthsel lösen und das Wort aussprechen würden, das die Erde in den Himmel versetzen und sie ohne Tod in die Unsterblichkeit hinüber gehen lassen sollte, war etwas die Sinne Verwirrendes in dieser Stille, in

dieser Natur, die einen Pact mit dem antiken Heidenthume geschlossen zu haben schien, aber dastand mit ihrem kalten marmornen Lächeln, ohne einen Wink des Aufschlusses über den Geist zu geben, und ohne Unwillen gegen Diejenigen, die denselben verhöhnten.

Die Zeit war zu bewegt und kampfesmuthig, als daß man hätte lange warten müssen auf eine Art des Gegensatzes. Ungeachtet des Gelübdes der Verschwiegenheit war Verschiedenes von dem stattgehabten Feste erzählt worden, und schon am folgenden Abende wurde eine Versammlung auf Einladung eines unitarischen Priesters, den Otto bei de Castro gesehen hatte, abgehalten.

Der Unitarier trat auf und sagte:

„Ein gewisser Philosoph spricht, daß es eine Natur giebt, die an und für sich unschuldig und heilig ist, und daß es gleichfalls eine aus dieser Natur entspringende Nothwendigkeit ist, welche die Menschen beherrscht. In Folge dieser Lehre giebt es keine Sünde, folglich auch keine Reue, keine Absolution, keine Gnade, und es giebt dann in der Welt keine lenkende geistige Macht. Auf dem Punkte der Erde, wo wir jetzt stehen, hat diese Lehre vor zweitausend Jahren geherrscht. Man betete Venus, Bacchos und andere Götter an, und erst als man sich dem Zweifel überließ, ob diese Götter denn auch wirklich Götter

seien, und anstatt ihrer keine andere Gottheit fand, — d. h. als alle Scham von der Leidenschaft floh, — trat das große Verderbniß ein. Aber so lange man gläubig war, so lange man es nicht besser wußte, war diese Natur unschuldig, der Begriff Sünde war im Alterthume ein viel beschränkterer, man sündigte weniger.

„Man will jetzt der Menschheit die Wohlthat erzeigen, sie weniger sündhaft zu machen — nicht gerade dadurch, daß man die Sünde abschafft, sondern dadurch, daß man das Bewußtsein derselben abstumpft, daß man das Wissen vom Gesetze, das Gewissen beseitigt, in Folge dessen wir uns selbst oder Andern Etwas verbieten und in Fällen der Nichtachtung ein „Schuldig!" aussprechen. Die Menschen sollen, kraft dieser Lehre, nicht unwissend sein wie sonst, was z. B. Mathematik, Maschinenwesen, Kriegskunst und dergleichen betrifft, — im Gegentheil, nur einige wenige Fenster der Seele sollen wieder geblendet und dadurch soll der Geist gerade heller, freier, kräftiger werden.

„Erhebt man hiergegen einen Einwand, so antworten sie: daß, wenn man durchaus ein Sünder sein wolle, sie dem nicht entgegen zu treten gesonnen seien. Allein in der Weise wollen wir den Kampf mit ihnen nicht aufnehmen, wir wollen nicht so

unklug sein, die Sünde für uns zu fordern, sondern wir wollen um unsert- und Anderer willen uns vervollkommnen.

„Wir stellen die Forderung, so wenig der Weg nach Amerika verschüttet und die Entdeckung des Columbus ungeschehen gemacht werden dürfe, so wenig darf die moralische Welt, in welcher Moses und Christus die großen Entdecker und Führer sind, verschüttet werden. Ja, da die Natur in der That etwas Gutes und Schönes ist, so verlangen wir, sie ganz und unverkürzt zu behalten, namentlich aber die moralische Natur, die so mächtig ist, daß sie die „heilige" physische Natur zwingen kann, das Entgegengesetzte zu thun von dem, was „Ihre Heiligkeit" will.

„Dies ist eine Kunst, die einige Menschen verstehen und durch ihr Leben bezeugen können, und daß alle Menschen diese Kunst erlernen können, ist ein Beweis für die einfache Wahrheit, so wie eine Folge derselben, daß das geistige Leben nicht in einer Mischung chemisch wirkender Kräfte besteht, sondern daß gerade umgekehrt alle materielle Kräfte nur existiren als Symbole für den Geist, und daß wir geschaffen sind des Gesetzes wegen, und bestimmt, Diener der Gerechtigkeit zu sein. Der größte Schmerz der Welt ist es, wenn man sich von dieser Wahrheit

entfernt und in Disharmonie tritt; aber der größte Jubel, wenn man wiederum zu derselben zurückkehrt, wenn die Harmonie zwischen der Menschenseele und dem großen Grundton hergestellt wird, wenn die Seele sich in diesem Einklange in Heiligkeit aufthut und das Göttliche erfaßt und liebt."

Dieses entwickelte der Priester weiter und schloß seine Rede mit einer Aufforderung an die Versammelten, eine unitarische Hymne anzustimmen.

Allein nun trat ein Franzose ein und sagte: er hoffe, daß die Anwesenden mit ihm einig sein würden, im Namen aller Völker ihr Mißtrauen gegen alle Priester auszusprechen, die nur Beredtsamkeit hätten, um die Schwachen zu beruhigen, nicht aber um die Mächtigen zu bezwingen, und sich durch ihre schönen Redensarten zu Dienern der Despotie machten. Der Gott der Priester sei weiter nichts als ein Polizeiminister, und man hege ein tiefes Mißtrauen zu ihm. Was den Menschen noththue, seien nicht Worte, sondern gut bezahlte Arbeit und gutes Brot. Die Armen hätten lange genug gehungert und für die Reichen gearbeitet, sie hätten dadurch das Recht der Theilnahme am Reichthum erworben, und derselbe müsse gemeinschaftliches Eigenthum werden.

Ein Deutscher sprach hierauf gleichfalls fran-

zösisch, „die Sprache der Menschheit“; er schloß sich ganz dem letzten Redner an und forderte seine Landsleute auf, anstatt einer Hymne das Lied von Herwegh zu singen:

„Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden!“

Dasselbe sei der Marseillaise ebenbürtig.

Man brach stürmisch auf mit verschiedenen Liedern, verschaffte sich Fackeln und zog ab in der Richtung nach dem Quirinal, um im Vorübergehen den liberalen Papst in der Voraussetzung zu begrüßen, daß er das Papstthum abschaffen würde.

„Das war denn doch ein Schimmer!“ sagte Otto zu de Castro, als die Fackeln erloschen und der Gesang sich verlor.

„Ja, ja,“ antwortete de Castro. — „Wie gefiel Ihnen die Rede des Priesters?“

„Ich weiß nicht ... sie übte einen melancholischen Eindruck als etwas wohlgemeint Machtloses auf mich aus.“

„Ja wohl; auch ich fühlte die Mängel der Rede. Sie sprach den Geist aus, in welchem alle Religionen sich begegnen müssen; allein mit Dem, was der bietet, kann man eben so wenig die Geburt eines Kindes feiern, als eine Trauung vollziehen oder einen Todten

begraben, geschweige denn eine Wasserfluth hemmen wie die, der jetzt alle Schleußen geöffnet sind."

„Aber was sagen Sie, Herr de Castro, zu der Rede des Franzosen?"

„Von derselben erlaube ich mir eine ganz bestimmte Ansicht zu haben, indem mein Onkel und ich selbst Arbeitgeber sind; wir besitzen Landgüter in England und industrielle Anstalten in verschiedenen Ländern, und Schulen der häuslichen Industrie und des Handels im Orient. Wenn unsere Arbeiter unser Vermögen nähmen und es theilten, — sie würden doch nicht reicher werden, denn es ist das Capital in kluger und humaner Hand, welches den Weg zu den großen Märkten erschließt und große Beschäftigung giebt. Ein armer Bauer möchte ebenso gut seine einzige Kuh tödten, um in einem Nu an die Quelle der Milch zu gelangen. In der Richtung — vielleicht auch noch in anderen — versprechen Sie sich zu viel von der Revolution. Eine Revolution ist Nichts als ein plötzliches gewaltiges Auftreten der Nemesis, die still und unbemerkt alle Tage und in allen Verhältnissen schafft. Die hohe gestrenge Nemesis kann den Anschein haben, als schlüge sie wild und ziellos um sich, gleich einem betrunkenen Manne; allein seien wir überzeugt, daß sie weiß, wohin sie schlägt, selbst wenn sie Diejenigen trifft,

von denen sie heraufbeschworen wurde. Und in dem Tone Derjenigen, die sie jetzt gerufen, scheint mir, ist schon der Geist einer wilden Gier zu verspüren, mit welcher noch nie irgend eine leuchtende menschliche That gethan ward."

„Du lieber Gott! Müssen wir nun gar noch erleben, daß das Ganze wie eine Sternschnuppe verlöscht!" sagte Otto.

De Castro fuhr fort: „Ich habe Ihnen Antheil an unserem kleinen, bescheidenen Thun versprochen. Wenn Sie wollen, werden Sie, ehe grade viele Stunden verstrichen sein werden, Theilnehmer an einer kleinen Expedition sein können, die doch vielleicht nicht ohne welthistorisches Interesse sein wird."

Otto frug scherzend, welche Waffen er sich für den Zug anschaffen solle, und die Antwort war: „Einen Hammer."

„Soll ich Gott Thor spielen, und ist der Feind die Midgardschlange?" frug er nun mit einer Anspielung auf die skandinavische Mythologie.

„Oh ja," antwortete de Castro, nachdem Otto ihm Bild und Wort gedeutet hatte, „oh ja, eine große Schlange, die uns umzingelt, soll bewältigt werden."

An einem der folgenden Abende wurden kleine Steine an die Fensterladen Otto's geworfen — das

gewöhnliche freundschaftliche Signal, wenn man sich nicht zu ihm hinauf bemühen wollte — und als er das Fenster öffnete, erblickte er de Castro, Alphons, Fra Jacobeo und einige Fremde, von Dienern begleitet, die Fackeln trugen; einige Schritte weiter erblickte er einen Haufen Menschen, die in Reihe und Glied standen und Waffen trugen, die im Fackelschein funkelten.

Otto war schon an vieles Ungewöhnliche gewöhnt; allein dieses romantische rothe Fackellicht und die Beleuchtung, in welcher seine Freunde in diesem standen, im Verein mit bewaffneter Macht, schien ihm ein Traumbild zu sein.

„Hier ist die Expedition," rief ihm de Castro zu; „haben Sie Ihren Hammer?"

„Das Beste ist nicht zu gut," sprach Otto zu sich selbst, indem er die Treppen hinab stieg; „aber dieser Traum ist freilich sehr schön."

Als er auf die Straße gelangt war, stellte de Castro ihn in aller Eile den Fremden, zwei päpstlichen Beamteten, vor, und erzählte ihm nun, während der Zug rasch vorwärts schritt, daß der Papst die Erlaubniß gegeben habe, die Mauern und Thore des Ghetto abzubrechen. „Wir haben diesen Abend gewählt, denn er ist unser Osterabend; an diesem Abende sitzen die Juden in allen Weltgegenden und feiern

den Auszug aus Egypten und rufen ihre Befreiung herab."

„Und Fra Jacobeo ist dabei!" rief Otto mit gedämpfter Stimme, indem er zu dem Mönche hinüberblickte, der etwas abseits, einem Träumenden gleich, einherging.

„Ja; allein ich wünschte, daß er nicht mit wäre. Der Mensch leidet."

„Weßhalb? Ist ihm etwas Neues passirt?"

„Ja, das Neue! diese Revolution in der Welt, und der Papst, der selbst den Juden die Freiheit bietet! — Und Fra Jacobeo ist gefesselt für Zeit und Ewigkeit — denken Sie sich in seine Gemüthsstimmung hinein.... Doch es ist jetzt keine Zeit, sich der Schwermuth und dem Mitgefühl hinzugeben. — Mein Onkel hat es in anderer Weise: Er hat die Idee bekommen, daß jetzt die Nationalitäten sich überhaupt trennen und die Juden zurück nach Palästina müssen; er selbst will jedoch nach Hause, nach England, gehen."

„Aber was wird der Pöbel sagen, wenn der uns erblickt?"

„Das Volk ist mit uns; die Sache ist wohlvorbereitet; Fra Jacobeo hat heute eine tolerante Rede in Santa Maria in Trastevere gehalten, und Cicerouacchio wird uns mit Helfern entgegenkommen.

Sollte sich ein feindlicher Pöbel ansammeln, dann haben wir ja die Sappeurs, um ihm Schrecken einzujagen. — Haben Sie Waffen mitgebracht?"

„Da ich Bajonnette und Beile im Fackelscheine zu sehen glaubte, nahm ich die einzigen Waffen, die ich besitze, ein Paar Pistolen, mit."

„Wollen Sie mir die Freundschaft erzeigen, die Pistolen zu beseitigen, oder doch die Ladung herauszuziehen? Selbst wenn Gefahr sein sollte, wird doch Niemand von uns Blut vergießen. Es ist ein großes Friedenswerk! Möglicher Weise beginnt mit dieser Nacht, in der wir die Verbrüderung aller Völker weihen, eine neue Zeit der Menschenliebe und Duldung unter dem Segen des Papstes! Es ist in Wahrheit eine heilige Nacht."

Und wirklich alle Umstände entsprachen den Worten de Castro's. Der Abend war von einer so undurchdringlichen Finsterniß, wie selten ein italienischer Abend; die Luft war so still, daß sie zu lauschen schien. Die Atmosphäre war mit jenem Dufte angefüllt, der Rom eigenthümlich ist; dieselbe kommt von den Orangengärten, den Fontainen, Ruinen, Kirchen, ist gleich sehr körperlicher wie geistiger Natur, spricht die Sinne sanft an und weckt wechselnde Vorstellungen von herrlichen, unfaßbaren Dingen. Die Flammen der Fackel und die festen Tritte mischten

sich in das Ganze, und während sie herabstiegen, war es selbst de Castro, der doch seinen Zweck klar vor Augen hatte, auf einen Augenblick, als schritten sie über den Ring der Welt hinaus, zu ungewöhnlichen Ereignissen. Otto bezwang seine Begeisterung und die Bewegung seines unruhigen Gemüths dadurch, daß er sich sagte, er sei auf die Probe gestellt; der große Weltgeist lasse ihn stets näher an sich kommen, jetzt schreite er unter dem Commando eines Andern einher; davon, wie er heute bestehen würde, hinge es ab, ob er einst selbst ein Commando erhalten sollte.

Um jede Störung, so wie jeden Zusammenstoß zu vermeiden, wenn die Juden plötzlich Lärm von Thor und Mauer her vernahmen, gingen de Castro, Alphons und der Mönch von Haus zu Haus, klopften an die Fensterladen und gaben nach einem jüdischen Gruße einen kurzen freundlichen Bericht von dem, was geschehen sollte, indem er sie bat, sich ruhig zu verhalten. Einige zweifelten, oder schauten bedenklich darein; allein an den meisten Orten folgte nach einem Augenblicke des Erstaunens ein leidenschaftlicher Ausbruch von Segen über den fremden Juden, der die Freudenbotschaft überbrachte.

In der größten Gemüthsbewegung hielt endlich Fra Jacobeo die Hand de Castro's zurück, als diese auf's Neue anklopfen wollte, und bat, die Botschaft

selbst bringen zu dürfen. Im Hause ward gerade Wein und Brot dem Messias geweiht, und die Thüren und Fenster waren geöffnet, um ihn zu empfangen. Von innen wurden die Luken und Fenster aufgeschlagen, während die Familie mit lauter Stimme die Erlösung herabflehte, und in diesem Augenblicke streckt Fra Jacobeo den Kopf hinein mit dem Rufe: „Auf, Kinder Israels: die Erlösung ist da! die Mauern fallen! ...."

Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr die Familie empor bei dem Anblicke der Mönchskutte. Alle Erinnerungen an plötzliche Ueberfälle, angeführt von Mönchen, erwachten mit Blitzesschnelle, eine alte Frau fiel wie todt zu Boden, ein kleines Mädchen stürzte über sie hin und brach in krampfhaftes nimmer enden wollendes Geschrei aus; die Mutter warf sich auf die Kniee und flehte um Erbarmen, der Hausvater stand in seinem weißen Festgewande, das Antlitz entstellt von Entsetzen. Es dauerte lange, bis de Castro vermochte, ihnen den Irrthum zu benehmen und den Zusammenhang zu erklären. Der Mönch hatte die Kutte über's Gesicht herabgezogen und schritt schweigend zurück nach dem Thore. Dort war der größte Tumult, indem eine Menge Leute hinzugeströmt waren, von welchen Einige zu den Arbeitern sagten: „Welcher Wahnsinn! Ihr brecht

die Mauern ab, welche die Juden schützen; jetzt wird der Pöbel sie ungehindert anfallen können!" — während wieder Andere sagten: „Seid Ihr von Sinnen? Sollen die Juden jetzt unter uns wohnen, oder Nachts außerhalb des Ghetto sein dürfen? Seid Ihr auch gewiß, daß dies der Wille des Papstes ist?"

„Fra Jacobeo!" riefen die Arbeiter. „Wo ist der Mönch?.... Das war nicht Fra Jacobeo!..... er ist fort!.... Das ist Betrügerei!"

In demselben Augenblicke kehrte er zurück und stieg schweigend auf die Mauer, während die Masse sich dicht zusammendrängte im Thore außerhalb. Wie stets in Rom, ordnete das Ganze sich so malerisch, als wenn es von bewußter Kunstverständigkeit geleitet würde: der Mönch beleuchtet vom Fackelschein von unten, das Uebrige, die alten Häuser, die Mauern, die vielköpfige Menge, Alles halb finster, umflattert vom röthlichen Scheine. Fra Jacobeo schlug seine Kutte zurück, und so tief war das Leiden seinem hageren Antlitze aufgeprägt, so sonderbar war der Ausdruck des Blickes, welchen er hinaus- und emporsandte, daß die unzuverlässige, theatralische, aber äußerst empfängliche Menge sich einen Augenblick der Täuschung hingab, daß sie den Heiligen des Ordens selbst erblicke und halb beifällig, halb anbetend rief: San Francesco! Er begann von der ältesten

Vorzeit der Juden zu reden, schilderte die Heimath Abrahams und den Mamre-Hain in Hebron, beschrieb das Land, in dem Abraham wanderte und von dem Hohenpriester des Höchsten gesegnet ward, malte in kurzen, großen Zügen und kenntlich seine Bilder sowohl von Indien als der römischen Campagna. Sonne und Herrlichkeit strahlten aus diesen Bildern, sie wurden mit einer unaussprechlichen Milde der Stimme vorgetragen. Dann schilderte er, wie die Kinder Israels nach Egypten kamen, wie Hungersnoth sie aus den Thälern Sichems vertrieb, und wie sie dann in Egypten in Sclaverei geriethen. Seine Stimme wechselte den Ton, daß sie die Menge zittern machte, als er beschrieb, wie die Kinder getödtet oder den Eltern genommen wurden. Alsdann verließ er die Geschichte und sagte: „Ich werde Euch das Loos einer einzelnen Familie beschreiben," und er erzählte nun, wie ein Knabe geraubt worden, bei den Egyptern nach deren Religion erzogen und dann nach der Heimath gekehrt sei, um seinem Volke die Erlösung zu verkündigen; allein da kennt man ihn nicht — „Fluch!" schrie Fra Jacobeo plötzlich wie ein Wahnsinniger — „Fluch über Euch Alle, Ihr Unmenschen, Ihr Leichtfertigen! Ihr Blutdürstigen! Ihr verfluchte Race, Japhets Nachkommen, Fluch über Euch und über Eure Kinder! Dreimal Fluch

über Eure Götter! Ich sage mich los von diesen und von Euch! Ich spucke Euern Göttern und Euch in's Gesicht! Da — — „und er zerbrach das Crucifix und warf es mit einem Geschrei über die Menge hinaus.

Die Menge antwortete nach dem ersten Erstaunen mit einem Geschrei, einem Geheul; man sah Waffen blitzen, Schüsse knallten, Fra Jacobeo stürzte zur Erde.

Er war von einer Kugel in die Brust getroffen, eine andere hatte ihm die Hand zerschmettert. Aber seine Leiden waren kurz, der Tod kam schnell, und in dem letzten Augenblicke erhob er sich, blickte die Umstehenden starr an und sagte: „Zehn Wochen! Santa Prasseda!"

Otto hatte den Sterbenden in seinen Armen gehalten, wurde aber veranlaßt zum Emporschauen durch eine Stimme, die gebieterisch frug: „Wo ist der Schuldige?"

Es war die Stimme des Capuziners Pater Benedict.

„Wo ist der Schuldige? Hat man ihn ergriffen?" fuhr er gebieterisch fort, mehr als sei er ein Heerführer oder ein Polizeichef, denn ein Mönch.

„Allerheiligster Vater, dort liegt er," sprach ein Mann aus dem Volke.

„Dieser? Fra Jacobeo? Vernahmst Du denn nicht, daß er in diesem Augenblicke mit dem Namen der Santa Prasseda auf den Lippen starb? Willst du ihn, den frommen Märtyrer, der Gotteslästerung beschuldigen? Antworte: Willst du? Will es irgend Jemand? Antwortet! — Nun, wo ist denn Derjenige, welcher sprach, und um dessen willen unser Bruder durch einen Irrthum getödtet ward? Wo ist er? Hundert Scudi demjenigen, der ihn bringt! — Sei't gewiß, Kinder, es war ein Feind der Religion und des Staates! Habt Acht, es war ein Protestant, oder ein Engländer; allein hütet Euch, irgend einem Unschuldigen Leid zu thun!"

Die Menge hatte sich zerstreut, wie die Wolken nach einem Ungewitter. Man sah noch hier und da kleine Gruppen, aber auch diese verschwanden. Die Arbeiter und die, welche es übernommen hatten, sie zu überwachen, setzten ihr Werk in der Stille fort.

De Castro traf mit Otto und Alphons zusammen. Er sah aus, als ob er in den wenigen Minuten mehrere Jahre älter geworden wäre, und bat sie in gedämpftem Tone, als ob die Leiche noch zur Stelle wäre, nach Hause zu gehen. Er selbst müsse dableiben, um verschiedene Dinge mit den Aeltesten im Ghetto zu ordnen.

Er rief sie noch einmal zurück und sagte:

„Thut mir den Gefallen, durch den Corso zu gehen, um zu sehen, ob nicht unser Haus brennt.“

Sie wurden von derselben Furcht ergriffen, daß die Schleußen des Unglücks sich weit und überall geöffnet hätten, und eilten von dannen.

Auf dem Corso war Alles still. Der Palast, welchen Sir James bewohnte, stand finster da. Beide dachten an den Tag, wo sie ihn das Haus des Leidens genannt hatten, und konnten sich ihrer trüben Ahnungen nicht entschlagen.

Da jedoch das Unglück, welches sie zu fürchten veranlaßt worden, nicht eingetreten war, so kehrten die Gedanken zu dem wirklich eingetretenen zurück, und das furchtbare Ereigniß, Fra Jacobeo's Geschrei, das Geheul des Volkes und seine blutige Leiche stand vor der Phantasie Beider.

Keiner von ihnen war bis jetzt Augenzeuge eines gewaltsamen Todes gewesen, namentlich nicht des Todes einer so merkwürdigen und theueren Person, und Unruhe bemächtigte sich ihrer Herzen.

Otto sagte:

„Ich kann nicht schlafen, ich werde die Nacht hindurch auf der Straße hin- und hergehen.“

„Ich bin ganz kraftlos vor Durst und Kälte,“ sagte Alphons, „aber es dünkt mich fast, als müßte

man sich schämen, jetzt Etwas zu genießen, selbst wenn man es bekommen könnte."

„O, ich glaube, wir müssen das Leben der Lebenden zu erhalten suchen und die Todten schlafen lassen," antwortete Otto. „Mit einer römischen Märznacht ist nicht zu scherzen. Im Café nuovo ist noch Licht. Laß uns sehen, ob wir noch Eiswasser bekommen können."

Es waren noch eine Menge Leute in dem Palazzo Ruspoli oder Café nuovo, und anstatt in den großen Saal hineinzugehen, setzten sie sich an einen einsamen Platz auf der kleinen Terrasse unter den Fenstern auf die Seite, welche der Straße entgegengesetzt war.

Mit dem Labetrunke kamen auch die Lebensgeister zurück und sie begannen von allen Einzelheiten der schwarzen Begebenheit zu sprechen, indem der Eine vervollständigte, was der Andere nicht gesehen oder gehört hatte.

Sie sprachen sich dabei ganz unbefangen aus, denn sie redeten Dänisch, die Sprache, welche nicht so leicht Verräther zu finden pflegt.

An dem Fenster aber dicht über ihren Köpfen neigte sich, halb von den Gardinen verhüllt, ein Kopf heraus. Es war der der Kammerherrin, der Schauspielerin. Sie hörte erstaunt an, was diese

beiden Landsleute erlebt hatten, und plötzlich fiel ihr ein, ob sie nicht vielleicht Gebrauch davon machen könnte.

„Du hast auf mich gewartet," sagte sie leise.

Die beiden Männer standen auf und gingen wieder auf die Straße hinaus.

Gegen die Morgenstunden hin konnte Alphons sich nicht mehr auf den Füßen halten, Otto aber fuhr fort zu patrouilliren bis zum hellen lichten Tage, während er bei sich selbst sagte: „Ich bin hier auf meinem Posten; ich kann mich üben, Soldat zu sein."

Während des Vormittages verbreitete sich das Gerücht von einem großen nächtlichen Unglücke, von der Ermordung eines Mönches, in ganz Rom, aber alle Nebenumstände wurden bis zum Abenteuerlichen entstellt. Manche sagten, es sei ein Complott gegen den Papst gewesen; Andere, der Mönch sei ein österreichischer Spion, und noch Andere, es könne auch blos ein verkleideter Mönch gewesen sein.

Die Kammerherrin wußte, wo Otto wohnte, und kannte eine Familie, welche in demselben Hause wohnte. Sie beschloß daher, unter einem Vorwande diese Familie zu besuchen, um Etwas zu erfahren oder Etwas zu thun, sie wußte selbst nicht was.

Vor Otto's Thür blieb sie einen Augenblick stehen und sah seine Visitenkarte an, die an der Thür

angeheftet war. Seine Wirthin, welche einen Wagen vorfahren und eine junge Dame aussteigen und hinaufgehen gesehen, öffnete plötzlich die Thür und sah sich dicht der Dame gegenüber, in deren Wagen sie ihn beim Carneval gesehen.

Mit Einem Blicke hatte die Schauspielerin das Meiste von dem ganzen Verhältnisse errathen. Sie konnte sich nicht in dem Ausdrucke der Augen irren, welche eine junge Dame an Otto's Thür sahen.

„Wohnt nicht Herr Kroyer hier?" fragte sie.

„Ja, aber er schläft."

„Er ist diese Nacht spät nach Hause gekommen?"

„Ja."

„Wissen Sie, wo er war?"

„Nein."

„Sagen Sie ihm von einer Person, die sich sehr für ihn interessirt," — und die Schauspielerin bohrte diese Worte wie einen Dolch in die Brust der Italienerin — „daß Alles entdeckt ist. — Man weiß, wer den Mönch erschossen hat. — Aber es ist ein Geheimniß, welches ich Ihnen hier anvertraue — wachen Sie über ihn!"

Die Italienerin antwortere nicht und die Schauspielerin entfloh diesen Augen, überzeugt, einen Pfeil abgeschossen zu haben. Wen derselbe traf, das kümmerte sie weiter nicht.

Einige Minuten später hallte die Nachbarschaft von einem wilden Geschrei wider:

„Fra Jacobeo's Mörder! Ich hab' ihn! Kommt hierher!"

Otto erwachte, denn es ward heftig an seine mit Eisen beschlagene Thür gepocht und geschlagen, und im ersten Augenblicke glaubte er, noch in verwirrenden Träumen befangen, er hätte ein Verbrechen auf seinem Gewissen und es seien die Diener des Gerichts.

Vollständig angekleidet wie er war, sprang er an's Fenster und sah draußen auf der Straße eine Menge Männer und Weiber, welche mit wilden Geberden nach ihm hinaufdrohten, den Mörder des frommen Jacobeo riefen nnd bei seinem Anblicke nach Steinen suchten. Vor der Thür, welche allen Anstrengungen trotzte, brüllte man:

„Tod! Tod dem Mörder des frommen Jacobeo!"

Er griff nach seinen Pistolen. Sie waren nicht geladen und er hatte auch keine Kugeln mehr. Mit wilder Hast durchkreuzten tausend Gedanken sein Gehirn und er suchte nach Vertheidigungsmitteln, fand aber keine. Er war wie in einer Höhle von wilden Thieren belagert. Das Gebrüll drang sinnverwirrend bis zu ihm. Er hätte laut aufschreien können vor

Wuth, wehrlos und in die Gewalt der rohen Menge gegeben zu sein.

Plötzlich trat ein gewisser Grad von Ruhe ein und er hörte die Stimme seiner Wirthin.

„Die Thür giebt nicht nach! Hierher, brave Leute, durch mein Zimmer.“

Diese Thür, das wußte Otto, wich der schwächsten Kinderhand. In diesem Augenblicke aber war es nicht die Gefahr, die ihn am meisten beschäftigte, sondern das tiefste Erstaunen, von einem Weibe verrathen zu werden. Er hatte dies nicht auf diese Weise für möglich gehalten; es war gleichsam seiner Natur entgegen, es war eine tödtliche Wahrnehmung, davon überzeugt zu sein, und es war ihm jetzt, als ob alle guten Geister von ihm wichen, als ob nun nichts Anderes zu thun sei, als mit Verachtung dem Verrathe entgegen zu gehen und den tödtlichen Stoß hinzunehmen.

Die Seitenthür öffnete sich und die Menge stand einen Augenblick draußen still, um wie der Tiger zum Sprunge auszuholen, aber auch zugleich verwundert, das Opfer in seiner äußeren Erscheinung ganz anders zu finden, als man erwartet hatte.

Was nun geschah, ging in verwirrender Schnelligkeit vor sich. Die Wirthin befand sich unter den Ersten und schwang ein Küchenbeil, ein Kerl neben

ihr warf auf römische Art seinen Dolch. Die dünne, spitze Klinge traf Otto in die Brust, stieß auf eine Rippe, zitterte einen Augenblick und fiel durch ihre eigene Schwere wieder aus der Wunde heraus.

In demselben Augenblicke hatte die Wirthin ihm in die Augen geschaut, näherte sich ihm und mit dem Ausrufe: „Das ist er nicht! der Mörder ist zum Fenster hinaus in den Garten gesprungen!“ deckte sie ihn gegen die Heranstürmenden.

Man eilte an das Fenster, und obschon sich ein eisernes Gitter vor demselben befand, so glaubte man doch in der Verwirrung der Wirthin, kehrte um und eilte durch das Zimmer wieder hinaus und hinunter nach dem Garten. Hier vergaß die Menge, wonach sie lief, und folgte einem andern Impulse, der sie nach James' Hause lockte.

Otto begriff von all' Diesem Nichts.

Er hatte unwillkürlich an die Brust gegriffen und die Hand voll Blut bekommen. Als die Wirthin dies sah, sprang sie hinzu und wischte die Wunde ab; da sie aber vermuthlich zu sehen glaubte, daß sie nicht tödtlich war, so veränderte sich der Ausdruck in ihrem Gesichte, als ob sie es bereuete, der Wuth des Haufens eine andere Richtung gegeben zu haben.

Sie setzte sich neben die Thür — todtenbleich, mit festgeschlossenem Munde und zitternden Nüstern,

während sie die funkelnden Augen unverwandt auf ihn heftete.

„Es ist Rebellion in der Stadt!“ rief Alphons, während er die Treppe heraufgeeilt kam. „Man will alle Fremden umbringen! Wir wollen uns schnell nach Sir James' Hause begeben.“

„Ja,“ sagte Otto und ergriff seinen Hut.

Die Wirthin erhob sich und griff wieder zu dem Beile.

„Gott stehe uns bei! In was für einen fürchterlichen Zustand bist Du denn gerathen?“ rief Alphons, indem er bald die Wirthin, bald Otto's blutige Kleider betrachtete.

„Nicht von der Stelle!“ rief die Wirthin.

„Nimm Dich in Acht!“ sagte Alphons, als Otto auf sie zuging.

„Laßt mich, Signora,“ sagte Otto; „sind es wirklich die versprochenen hundert Scudi, die Sie reizen? Die kann ich selbst bezahlen — treten Sie auf die Seite.“

Sie stieß einen Schrei aus und wendete sich ab.

„Otto! Otto! was soll das heißen?“ fragte Alphons, als sie die Treppe hinuntergingen.

„Frag' nicht; sprich nicht.“

Sie gelangten auf den Corso und drängten sich

so weit als möglich in die Menschenmenge hinein, welche sie schon aus der Ferne hatten lärmen hören.

Plötzlich aber entstand gänzliche Stille und Aller Blicke richteten sich auf einen einzigen Punkt.

Es war ein Fenster des Palastes, an welchem zwei Männer, de Castro und einer seiner Diener, mit einander rangen und Einer den Andern über den Balcon hinabzustürzen suchte; ein fürchterliches Anzeichen von Dem, was inwendig in dem großen Hause tobte.

Es dauerte nicht lange, so war der Kampf entschieden. Der Italiener stürzte kopfüber herab, während die Menge ein entsetzliches Geschrei anstimmte und auf die Seite wich.

Man hörte Hufschläge und die päpstlichen Dragoner kamen angesprengt.

Mehr sah und hörte Otto nicht. Die Anstrengungen der Nacht, der Blutverlust, die außerordentliche Gemüthsbewegung übermannten ihn und er sank an Mendoza's Seite zur Erde nieder.

Als Otto wieder erwachte, lag er in einer Koje, und konnte aus der Bewegung nicht umhin, zu errathen, daß er sich auf einem Dampfschiffe befand. Er hörte, daß in seiner Nähe Deutsch gesprochen ward. Ein Mann, augenscheinlich ein Arzt, versicherte

einem andern, daß durchaus keine Gefahr vorhanden sei.

„Anfangs,“ ward gesagt, „war Fieber und Delirium da. Der Schlaf aber, welcher nun schon in die sechste Stunde dauert, ist ganz in seiner Ordnung und ein Beweis von einer außergewöhnlich gesunden Natur, welche sich nach der übergroßen Anstrengung selbst wieder hilft.“

„Ich glaube Ihnen gern,“ ward geantwortet und diese Stimme war de Castro's.

Otto stieß einen Freudenruf aus.

„Sie sind also nicht umgebracht worden!“ sagte er, als de Castro in die Koje trat. „Aber warum hat man mich auf die Tiber gebracht?“

„Sie sind nicht auf der Tiber, sondern auf dem mittelländischen Meere, auf dem Wege nach Genua.“

„Ah so!“ antwortete Otto, und als der Arzt sie bald nachher allein ließ, fragte er:

„Was ist denn geschehen?“

„Das will ich mit wenigen Worten erzählen. Die Dragoner räumten die Straße und hätten beinahe Sie und Mendoza über den Haufen geritten. Alphons aber hielt treulich aus und schrie: ‚Ein Fremder, ein Verwundeter!‘ Und so wurden Sie zu uns gebracht. Unsere Stellung in Rom war mißlich geworden. Die Kapuziner und Jesuiten, welche es

nicht wagten, das Volk direct dem Neuen entgegenzuführen, benutzten Fra Jacobeo's Tod, um sich ihrem Ziele auf einem Umwege zu nähern. Wir konnten, wenn wir blieben, der Sache nur Nachtheil bringen, und ließen blos einen zuverlässigen Agenten zurück. Aber noch wußten wir nicht, was wir mit Ihnen anfangen sollten. Ich begab mich mit einigen Dragonern in Ihre Wohnung, um Kleidungsstücke zu holen, und traf hier einen gewissen Pater Benedict, welcher anfangs erklärte, daß ein Theil der Bücher, die auf Ihrem Tische lagen, sein Eigenthum sei. Er habe mit Ihnen in Verbindung gestanden und reclamirte dann im Namen einer jungen Witwe, einer Donna Agnese, Ihre Person und verlangte, daß Sie auf Grund eines gegebenen Eheversprechens dieselbe heiratheten. Ich weiß, wie die Römer und ganz besonders die Geistlichkeit in diesem Punkte sind, und durfte Sie nicht verlassen, da sonst zu befürchten stand, daß man Sie in Ihrem bewußtlosen Zustande nolens volens mit der Dame vermählte. Haben Sie sich wirklich mit ihr versprochen, so können Sie immer zurückkehren, sobald Sie wiederhergestellt sind, vorläufig aber ließ ich Sie in einer Sänfte nach Civita Vecchia bringen, und da auf dem Dampfschiffe, welches meine Familie nach Marseille bringt, nicht hinreichend Platz war, so schiffte ich mich mit

Ihnen und Mendoza auf dem Schiffe ein, wo Sie jetzt sind und wo ich so glücklich war, einen deutschen Arzt anzutreffen."

Otto ergriff de Castro's Hand und drückte sie ihm dankbar. Nach einer kurzen Pause sagte er:

„Ich bin Ihnen um so mehr Dank schuldig, als ich in jener Sache durchaus keine Verpflichtung auf mir habe."

Es war seiner Natur entgegen, mehr zu sagen. Er setzte voraus, daß de Castro entweder ohne weitere Erklärung das Beste glauben oder auch trotz der Erklärung zweifeln würde. Es schmerzte ihn aber, daß sowohl hierin als in seinem Verhältnisse zum Pater Benedict Etwas lag, das dazu beitragen konnte, ihn in ein ungünstiges Licht zu stellen, — daß nicht Alles, was ihn anging, blank und rein dastand. Es entfremdete sein Gemüth mit ganz besonderem Schmerze von de Castro, denn es dünkte ihm, als hätte dieser sich selbst sagen können, daß er ihm nur unter der Voraussetzung Freundschaft erwiesen, daß er ein Anderer sei als er wirklich war.

Alphons kam herunter in die Koje und brachte durch seine sanfte Freude und Theilnahme wieder Frieden in Otto's Gemüth.

Am Nachmittage gestattete der Arzt, daß Otto auf's Deck ging. Es war kühl. Ein leichter Ge-

genwind wehete aus Norden; das Mittelmeer ließ seine dunkelblauen Wogen an das Schiff schlagen und der Himmel stand darüber wie ein blaues, geschliffenes Stahlgewölbe, kalt, aber ohne eine einzige Wolke. In Südwest strahlte die Sonne in farbloser Klarheit und die Wärme ihrer Strahlen machte sich unter ihrem Hauche, der von den Schneegipfeln der Alpen herabkam, kaum bemerkbar. So aber wie sie sank, begannen die Farben zum Vorscheine zu kommen und Zeugniß zu geben, daß man sich noch in dem prachtvollen Süden befand.

„Was ist denn das dort links — das Bläuliche?“ fragte Otto den Capitain.

„Das ist Elba. Morgen früh können Sie in Livorno Kaffee trinken.“

Elba!

Wer kann diesen Namen hören und die Insel sehen, ohne sofort im Geiste auch die alten Grenadiere an Bord steigen und ihm, dem „Manne des Schicksals“, zurück nach Frankreich folgen zu sehen, nach Grenoble und Lyon, nach Ligny, nach Waterloo und St. Helena! In jedem gesunden Gemüthe schlummert ein Cultus für die unvergleichliche Naturkraft, die außerordentliche Persönlichkeit und das tragische Schicksal. Das Herz bebt oder wallt über

vor Wehmuth und Begeisterung und schaut auf zu dem Großen, dessen sichtbare Spuren es gefunden hat.

Otto wendete sich hinweg von den Andern nach Elba hin und sagte bei sich selbst:

„Ihr großen Mächte, nehmt doch auch mich zu Eurem Eigenthume hin. Ich habe begonnen, wahrzunehmen, daß man bezahlen muß. Ein solches Loos wie ihm kann mir allerdings nicht beschieden sein, aber gebt auch mir nach meiner Weise mein Austerlitz und sendet mir dann mein St. Helena."

Auf dem Schiffe ward von Nichts weiter gesprochen als von der Revolution, und Otto, dessen Ideen einen Augenblick lang undeutlich und träumerisch gewesen, ward dadurch auf's Neue daran erinnert, daß die Welt aus den Fugen war, daß keine noch so alte Schranke mehr feststand, sondern daß ein Jeder, wie in der Jugendzeit der Menschheit, eingreifen konnte, ganz je nachdem er es verstand, seine Persönlichkeit geltend zu machen.

Unter den Passagieren aber waren die Meinungen je nach Leidenschaft, Furcht oder Hoffnung so verworren, daß es nach ihren Schilderungen der Zustände sich fast ausnahm, als ob das Festland ein schwankendes, schwimmendes Gebäude und das Schiff ein fester Punkt wäre, wo Einiges für den Augenblick ruhete.

Plötzlich dachte Otto daran, daß seine Reise jetzt ohne sein eigenes Zuthun, vom Schicksale selbst geführt, dem Norden entgegen nach der Schweiz und den Alpen ging, wohin die Gräfin ihn beschieden.

Und die Gräfin war nun in der Ferne, in der dichtenden Erinnerung und selbst die Eingriffe des Schicksals wurden gleichsam die Verkörperung der Weiblichkeit.

Ihr Bild stieg empor in seiner Phantasie als der Inbegriff der Persönlichkeiten, welche zu ihm gesprochen. Was so wunderbar tief ihn in seiner Kindheit durch Emiliens Anblick ergriffen, was durch Camilla Hald auf ihn einwirkte, schien auch in die Vollkommenheit der Gräfin mit eingeschlossen zu sein.

Sie war die Verwirklichung jenes „ewig Weiblichen", welches das poetische Gemüth bis zur Todesstunde anzieht. Aber sie war auch das erste Herrliche, was ihm in Europa begegnet war, die Erste, welche große Ereignisse angebahnt, und nun stieg sie immer höher und ward beinahe ein Genius, um dessen Wiederkunft willen jetzt vielleicht die ganze Welt den Glanz des Wunderbaren angenommen hatte.

Das Blut drängte sich ihm so stark nach dem Herzen, daß der Arzt, der die Ursache dieses unerwarteten Rückfalls nicht begriff, ihn zu Bett gehen hieß.

Als man sich endlich Genua näherte, fragte de Castro Otto, ob er sich stark genug fühle, um zu Lande weiter zu reisen. Otto beruhigte ihn in dieser Hinsicht und sie trafen nun eine bestimmte Verabredung.

De Castro sollte seine Verwandten in Marseille abholen und wollte binnen vierzehn Tagen zurückkommen und über Genua nach Genf reisen, in dessen Nähe bei Coppet die Familie schon früher, ehe die Revolution ihre Pläne störte, eine Villa für den Sommer gemiethet hatte. Otto sollte nach einem kurzen Aufenthalte in Genf eine Gebirgsreise, entweder allein oder mit Alphons machen und dann zurückkehren und de Castro treffen, worauf dann Alle zusammen weiterreisen sollten.

Ende des siebenten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Goldschmidt, Meïr,

Heimathlos Eine Erzahlung von M[eyer Aaron] Goldschmidt. Aus dem Dänischen

Bd.: 7

Wurzen 1858